

PADERBORNER HISTORISCHE MITTEILUNGEN

Verein für Geschichte an der
Universität Paderborn



Titelbild

Ruinen der „Aqua Claudia“, südlich von Rom gelegen, aus: B. CECH, Technik in der Antike, Darmstadt 3. Aufl. 2017, S. 116.

Impressum

Paderborner Historische Mitteilungen Nr. 31 (PHM), 2018

Herausgeber: Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.
Stettiner Str. 40–42, 33106 Paderborn
Dr. Michael Wittig, Prof. Dr. Frank Göttmann,
Prof. Dr. Eva-Maria Seng

Redaktion: Dr. Guido M. Berndt, Ringstraße 97, 12203 Berlin
Dennis Bienkowski, Kleine Penzlinger Straße 2, 33102 Paderborn
Doris Hartmann M.A., Florianstraße 5, 33102 Paderborn
Dr. des. Sabrina Lausen, Ledeburstraße 19, 33102 Paderborn
Michaela Anna Mehlich, Kamp 37, 33098 Paderborn
PD Dr. Mareike Menne, Müllmersberg 2, 33154 Salzkotten
Dr. Joachim Rüffer, Endloser Weg 16, 59494 Soest
Christina-Maria Selzener, Im Aatal 16, 33181 Bad Wünnenberg
Prof. Dr. Michael Ströhmer, Eichendorffstraße 3d, 33014 Bad Driburg
Dennis Wegener, Im Stehbusch 2, 33181 Bad Wünnenberg

E-Mail-Adresse: Michael.Stroehmer@upb.de

ISSN: 1867-7924

Für den Inhalt der namentlich gekennzeichneten Beiträge zeichnen die Autoren verantwortlich.

Inhalt

AUFSÄTZE

- MICHAEL STRÖHMER, Die frühneuzeitliche Wasserleitung des Dorfes Fürstenberg – Eine Rekonstruktion der dunklen Jahre 1591 – 1820 4
- PAUL DUSCHNER, Exponate und Ausstellungen in den Augen ihrer Besucher. Vier Beobachtungen aus der Stadtschreiberei Paderborn 32

MISZELLEN

- DIETER RIESENBERGER, Victor Klemperer (1881 – 1960) in Paderborn und in Bad Driburg 50
- WALTER RENTEL, Die Methoden der Rekonstruktion historischer Wetterdaten .. 61

REZENSIONEN. 71

Hermann Großevollmer (Hg.): Bad Driburg. Epochen der Stadtgeschichte (*Michael Wittig*) – Detlef Grothmann/Evelyn Richter (Hgg.): Geseke. Geschichte einer westfälischen Stadt, Band 1 (*Michael Wittig*) – Katrin Japers: Die Herren von Hörde. Eine westfälische Ministerialenfamilie des 13. Jahrhunderts im Spiegel der urkundlichen Überlieferung mit Regesten und Siegelbeschreibungen (*Michael Wittig*) – Andreas Lange/Lena Krull/Jürgen Scheffler (Hgg.): Glaube, Recht und Freiheit. Lutheraner und Reformierte in Lippe (*Johannes Stüer*)

AUTORENVERZEICHNIS 114

BERICHTE UND VEREINSMITTEILUNGEN

- PAUL DUSCHNER, Die Berlinexkursion des Studiengangs Kulturerbe vom 9. – 12. April 2018 88
- ODILO GUDORF, Bericht von der Studienfahrt des Vereins für Geschichte nach Mecklenburg-Vorpommern (24. – 27. September 2017). 92
- DAVID MERSCHJOHANN, Ergebnisse und Perspektiven zur Konversion in Münster, Bielefeld und Paderborn anlässlich der Ausstellung „Britten in Westfalen“ – Ein Forschungsbericht 108

VERÖFFENTLICHUNGEN 115

Die frühneuzeitliche Wasserleitung des Dorfes Fürstenberg – Eine Rekonstruktion der dunklen Jahre 1591 – 1820¹

von Michael Ströhmer

1. Einleitung

Dank der Forschungsarbeiten von Bernhard Nolte können wir uns über die dörflichen Wasserleitungen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ein recht detailliertes Bild machen.² Die Fürstenberger Gefälleleitung mit ihren fünf Kümpe[n] kann als typisches Fallbeispiel für eine moderne Wasserversorgung ihrer Zeit gelten, wie sie im ehemaligen Hochstift Paderborn durchaus üblich war. So finden sich bereits seit dem 16. und 17. Jahrhundert in Stiftsstädten wie Nieheim, Vörden, Steinheim oder Borgholz ganz ähnliche Versorgungssysteme.³ Mit unterirdisch verlegten Rohrleitungen, die meist aus Holz oder Ton gefertigt waren, speisten sie öffentliche Wasserbecken mit frischem Quellwasser. Für die Versorgung von höher gelegenen Bergstädten, zu denen neben Büren, Wünnenberg und Dringenberg auch das „stadtähnliche Großdorf“⁴ Fürstenberg gezählt werden kann, bedurfte es jedoch eines komplexeren Leitungssystems. Hier standen die Wasserbaumeister vor der technischen Herausforderung, größere Höhenunterschiede im Geländere relief mittels einer Kombination aus Druck- und Gefälleleitungen zu überwinden. In Falle Fürstenbergs finden sich daher zwei hintereinander geschaltete Druckleitungen („Düker“), die mehr als drei Jahrhunderte lang über Gefälleleitungen („Freispigelleitung“) miteinander verbunden waren. Durch ihren Bau wurde vor allem das hydrologisch stark benachteiligte Oberdorf versorgt⁵: Zwischen 1590 und 1895, also für wenigstens 300 Jahre, existierte eine frühmoderne

1 Die vorliegende Abhandlung basiert auf einem Vortrag, den der Verfasser anlässlich des „Stiftungsfestes der Freiheit Fürstenberg“, Förderkreis für Kultur, Geschichte und Natur im Sintfeld e.V., am 3. Februar 2018 in Fürstenberg gehalten hat. Deshalb ist der Vortragsstil des Manuskripts in weiten Teilen beibehalten worden.

2 Vgl. NOLTE, Bernhard/ NOLTE, Natalia: Vom Adelsdorf zur Gemeinde Fürstenberg 1800-1918 (Schriftenreihe des Förderkreises für Kultur, Geschichte und Natur im Sintfeld, Wünnenberg-Fürstenberg 1996, S. 115–120. Die Edition wichtiger Quellen zur Geschichte der jüngeren Wasserleitung ebenfalls bei NOLTE, Bernhard (Red.): Chronik der Commune Fürstenberg 1800-1919, Paderborn 1994.

3 Vgl. allgemein Referenzsysteme zu Fürstenberg in der Frühen Neuzeit bei MELZER, Ulrike: Historische Formen der Wasserversorgung in den Städten des ehemaligen Hochstifts Paderborn (Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 28), Bonn 1995.

4 So tituliert bei HENKEL, Gerhard: Die Siedlungsentwicklung im Stadtraum Wünnenberg vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit, in: STADT WÜNNENBERG (Hg.): Heimatbuch der Stadt Wünnenberg, Wünnenberg 1987, S. 53–66, hier S. 66.

5 Auf dem trockenen und geologisch zerklüfteten Kalkplateau der Paderborner Hochfläche stand die Anlage von Grundwasserbrunnen generell vor großen technischen Herausforderungen. Aufgrund unterirdischer Rissbildungen, die eine kontinuierliche Wasserführung erschwerten, konnte das „Anbohren“ prekärer Grundwasserströme im rissigen Plänarkalk schnell zu deren Versiegen führen. Zur geologisch-morphologischen Struktur des Sintfeldes vgl. KAUP, Hermann: Wasserversorgung und Hochwasserschutz auf dem Sintfeld im Raum Wünnenberg, in: STADT WÜNNENBERG (Hg.): Heimatbuch der Stadt Wünnenberg, Wünnenberg 1987, S. 419–427, hier S. 419.

Fernleitung, die Trink-, Brauch- und Löschwasser aus einer gut zwei Kilometer entfernten Brunnenstube in den spätmittelalterlichen Ortskern verbrachte. Erst die Einführung der Zentralwasserleitung, die 1893 vertraglich geregelt und 1895 umgesetzt worden ist,⁶ beendete das Kapitel der „Vormoderne“ in der kommunalen Wassergeschichte Fürstenbergs.

Im Vergleich zu den Paderborner Nachbarstädten der Frühen Neuzeit wissen wir über den kommunalen Bau, Unterhalt oder die politische Organisation der Fürstenberger Wasserversorgung nur sehr wenig. Zugespitzt formuliert könnte man mit Blick auf diese drei Jahrhunderte von den „dark ages“, einer dunklen Zeit in der örtlichen Wassergeschichte, sprechen. Dieser Blindfleck dürfte allererst den erheblichen Überlieferungslücken in den lokalen Archivbeständen geschuldet sein. Neben partiellen Lücken, welche die zahlreichen Dorfbrände⁷ gerissen haben, dürfte vor allem die Zäsur des verheerenden „Archivsturms“ von 1848 tiefere Spuren hinterlassen haben.⁸ Parallelüberlieferungen aus der preußischen Zeit, in der Fürstenberg bekanntlich zum Amt Wünnenberg gehörte, erlitten nach Aussage des Findbuchs „in den Wirren des Jahres 1945 [...] durch die Einwirkung befreiter ausländischer Arbeitskräfte“ zusätzliche Verluste.⁹ Somit konzentriert sich die schriftliche Überlieferung zur dörflichen Wassergeschichte bisher im Wesentlichen auf das 19. und 20. Jahrhundert.¹⁰

Sieht man von weiteren Sachzeugen ab, die der Forschung in Form von Leitungsfragmenten oder archäologischen Bodenbefunden wichtige Hinweise geben können, so bestätigt die Revision zunächst das ernüchternde Bild: Ausgenommen von punktuellen Aufhellungen, die sich bisher auf lediglich vier Nachrichten der Jahre 1591, 1741 und die beiden „Wasserverträge“ von 1788 und 1819 beschränkten,¹¹ existierte für die Wassergeschichte der Frühen Neuzeit offenbar keine lokale Schriftüberlieferung mehr. Um diese lange Dunkelphase der Leitung (ca. 1590-1820), die sich immerhin über gut drei Viertel ihrer Existenz erstreckt, ansatzweise aufhellen zu können, bedarf es der Analogie. Setzt man mit ihr voraus, dass sich die Formen der Wasserversorgung in den Nachbargemeinden nicht grundsätzlich von derjenigen der Fürstenberger unterschieden haben, so bietet sich ein interkommunaler Vergleich als Untersuchungsmethode an. Es gilt also im Folgenden zu versuchen, lokale Überlieferungslücken durch historische Versatzstücke aus der weiteren Region zu schließen. Dass sich aus diesem Vergleich kein homogenes, auf Anhub widerspruchsfreies Bild zur Frühen Neuzeit ergibt, liegt freilich auf der Hand. Deshalb sollen die nun

6 Abschrift des dritten Fürstenberger „Wasservertrags“, geschlossen zwischen „Graf Friedrich von Westphalen zu Kulm in Böhmen u. Lach [...] und der politischen Gemeinde Fürstenberg“ in StadtA Wü, A 723, unfol.

7 Für die Frühe Neuzeit lassen sich zwischen 1460 und 1780 mindestens zehn Großfeuer im Dorf nachweisen: Betroffen waren die Jahre 1460, 1506, 1532, 1554, 1588, 1615, 1703, 1726, 1727 und 1780. Vgl. NOLTE, Vom Adelsdorf, S. 221-237, hier S. 221.

8 Zu den Einzelheiten vgl. BADER, Dieter: Die Freiheit Fürstenberg, in: STADT WÜNNENBERG (Hg.): Heimatbuch der Stadt Wünnenberg, Wünnenberg 1987, S. 195-217, hier S. 206-209; NOLTE, Chronik der Commune, S. 68-79.

9 StadtA Wünnenberg, Findbuch, S. 2.

10 „Hauptzeugin“ des 19. Jahrhunderts ist die umfangreiche, aber recht zerzauste Akte „A 723“.

11 Zusammengefasst bei NOLTE, Vom Adelsdorf, S. 115f

folgenden Rekonstruktionsvorschläge ausdrücklich als Arbeitsthesen formuliert sein. Ihrer Erhärtung bedarf selbstredend weiterer Diskussion und Forschungsarbeit.¹²

2. Was wissen wir über die frühneuzeitliche Wasserleitung Fürstenbergs?

Bereits im „Bundbrief“ von 1449, der Gründungsurkunde zur Neukolonisation des Ortes,¹³ lockten die Herren von Westphalen potentielle Ansiedler mit der freien „Nutzung (der Allmende) in Holz und Wald, Wasser und Weide“ an. Die Neusiedler durften diese Ressourcen „frei brauchen im selben Maße wie wir selbst [...]“¹⁴. Dieses ursprünglich unbeschränkte Wasserrecht dürfte sich im 15. und 16. Jahrhundert zunächst auf die vielfältige Nutzung des Baches „Karpke“ oder „Karbach“ bezogen haben, welcher im Talgrund das Unterdorf von Ost nach West durchfloss (Abb. 1).

Hinzu kam vermutlich die Nutzung örtlicher Quellen wie der „Nüllequelle“ oder „Höppe-Quelle“.¹⁵ Hier, am sogenannten „Wasserplatz“ Fürstenbergs, schöpften die Bewohner beider Ortsteile, des Unter- und des Oberdorfes, wohl die nächsten 150 Jahre gemeinsam ihr Trink- und Nutzwasser direkt aus den Fließgewässern.¹⁶ Zur Ergänzung dieses natürlichen Grundangebotes dürften im Oberdorf, wie andernorts auch, zudem Zisternen gebaut worden sein, um zusätzlich qualitativ minderwertiges Regenwasser über Dächer auffangen und speichern zu können.¹⁷ Ein Relikt dieser antiken Methode findet sich noch im 19. Jahrhundert im sog. „Sparkump“ (siehe Abb. 5, K 5), der in der Nord-Ost-Ecke der herrschaftlichen Ökonomie stand.

Um jedoch die Versorgung des rasch wachsenden Oberdorfes sicherstellen zu können – Dieter Bader schätzt die Einwohnerzahl für den gesamten Ort um 1550 auf beachtliche 1.000 Seelen¹⁸ –, wurde vermutlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die erste Fernleitung angelegt. Ihr Nachweis geht indirekt aus einem überlieferten Urteil des Paderborner Landdrosten Raban von Westphal hervor, der jenseits der Egge von 1574-1598 im Berg- und Residenzstädtchen Dringenberg residierte.¹⁹ Im Auftrag des Fürstbischofs Dietrich von Fürstenberg schlichtete der adelige Beamte im Jahr 1591 einen Streit um die

12 Hier gilt mein ausdrücklicher Dank Herrn Bernhard Nolte, der dem Verfasser nach einer gemeinsamen Ortsbegehung im April 2018 neue Erkenntnisse zum Trassenverlauf der frühneuzeitlichen Leitung erschlossen hat. Womöglich werden die wiederentdeckten Fragmente der Wasserleitung am Antenberg von der Denkmalbehörde als technisches Bodendenkmal unter Schutz gestellt werden können.

13 Zum Wüstungsprozess rund um die Burganlage Fürstenberg vgl. HENKEL, Siedlungsentwicklung, S. 53–66.

14 Zit. n. KINDL, Harald: Die Freiheit Fürstenberg mit einer kommentierten Übertragung des Bundbriefes, in: STADT WÜNNENBERG (Hg.): Heimatbuch der Stadt Wünnenberg, Wünnenberg 1987, S. 198–202, hier S. 201.

15 Vgl. MELZER, Historische Formen, S. 54.

16 Zur Siedlungsstruktur vgl. NOLTE, Vom Adelsdorf, S. 27ff.

17 Für Fürstenberg vgl. KAUP, Wasserversorgung, S. 419. Qualitätsverschlechternd wirkte bei Regenwasser der Staub- und Schadstoffanteil der Luft, der sich im Speicherbecken erst allmählich absetzen konnte. Hinzu tritt bei mangelhaftem Licht- und Wärmeabschluss die Entwicklung von Mikroben und Kleinfloora, welche das Wasser ohne Abkochen ungenießbar machten. Antike Beispiele bei DÖRING, Mathias: Weilburg und sein Wasser. Die Wasserversorgung der barocken Residenz im 18. und 19. Jahrhundert, Siegburg/ Weillburg 2005, S. 22–24.

18 Vgl. BADER, Freiheit Fürstenberg, S. 203.

19 Vgl. PÖPPEL, Dieter: Dringenberg – Stadt, Burg und Kirche im Wandel der Jahrhunderte, Bad Driburg 1980, S. 150–152.

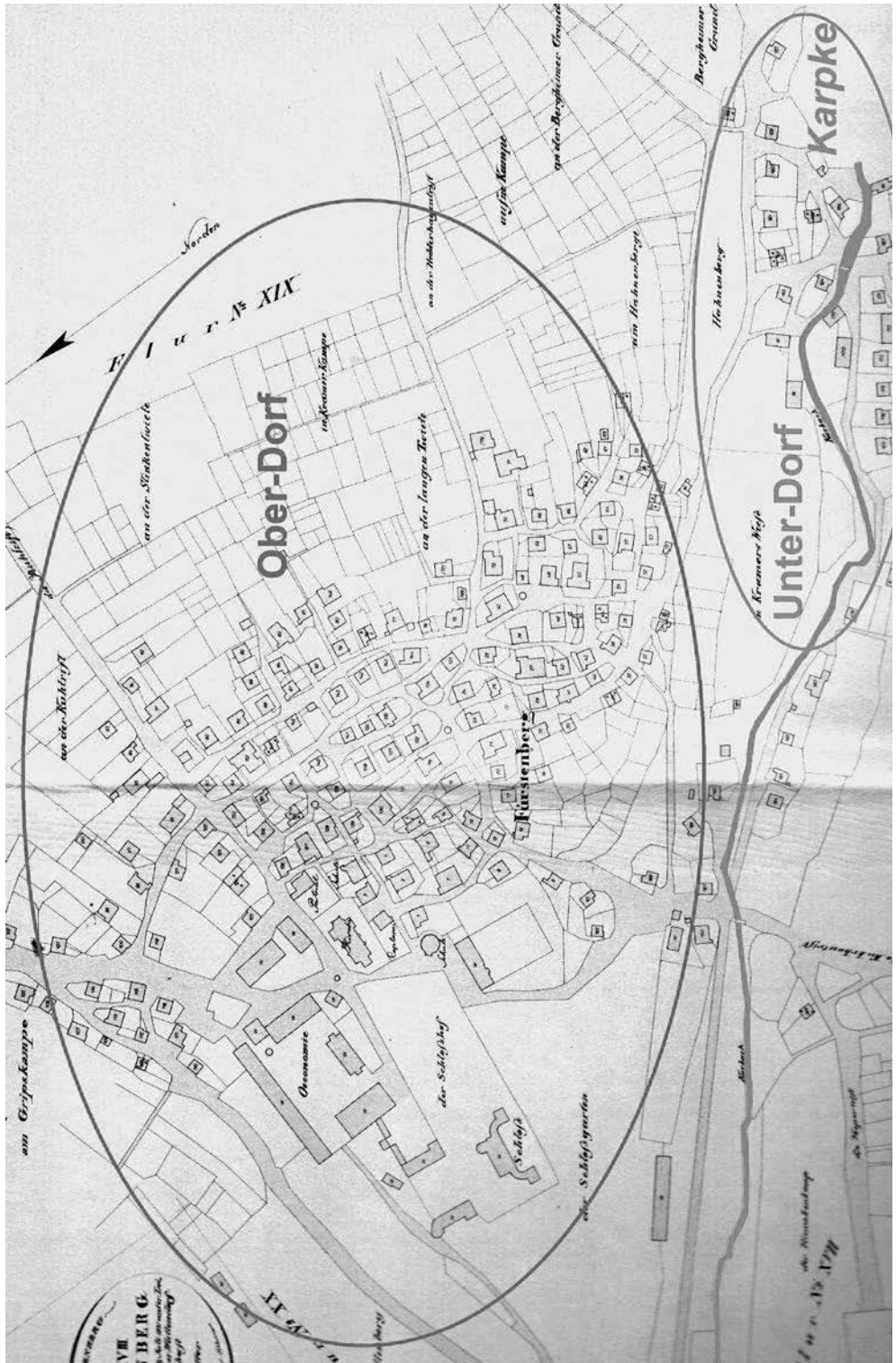


Abb. 1: Fürstenberg; Ober- und Unterdorf; Grundlage: Katasterkarte 1831 (M. Ströhmer)

gerechte Wasserverteilung zwischen Dorf und Herrschaft. Die Wahl des mit den Fürstenberger Grundherren verwandten Drostens als Wasserspezialisten dürfte daher kein Zufall gewesen sein. Hatte doch sein Vorgänger Hermann von Viermunden bereits der Dringenberger Bürgerschaft einen fähigen Ingenieur vermittelt, der um 1550 die „Schöpfmühle“ erbaut hatte. Diese „Wasserkunst“ im Ösetal gehörte neben denjenigen von Warburg (Ersterwähnung 1463) und Paderborn (1523) zu den ersten mechanisch angetriebenen Förderanlagen im Hochstift, deren Kolbenpumpen über Steigleitungen Trinkwasser in das höher gelegene Siedlungsareal trieben. Aus Rabans Urteilspruch geht hervor, dass wohl nach dem Vorbild Dringenbergs fortan auch in Fürstenberg die „Wasserrohre durch einen gelernten Wasserleiter gewartet und gehandhabt werden sollten“²⁰. Die Erwähnung eines „gelernten Wasserleiters“ deutet darauf hin, dass bereits im Jahr 1591 eine dörfliche Fernwasserleitung existierte.

Seit Kurzem lässt sich die Geschichte dieser Leitung für das 17. Jahrhundert fortschreiben. Dank der Hexenforschung von Sarah Masiak dürfte es als gesichert gelten, dass in Fürstenberg bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts ein eigens von der Gemeinde beauftragter „Wassermeister“ die dörflichen Leitungen und Kümpe wartete. Beaufsichtigt wurde dieser Spezialist von zwei eigens durch die Gemeinde ernannte „Wasserherren“, deren Vereidigung u. a. für den 26. April 1668 belegt ist: In Anwesenheit „sämtlicher Westphalen bedienter“ löste Franz Schmett an diesem Tag seinen Amtsvorgänger, den Schmied Jost Heneken ab, der nun zusammen mit Dietrich Grothen die Aufsicht über die kommunale Wasserversorgung übernahm.²¹ Diese gemeinsame Vereidigung durch den Gutsherrn und die Gemeinde galt auch für die Wassermeister, die in Anwesenheit der beiden Vorsteher und einigen Deputierten des Dorfes vollzogen wurde.²² Die Doppelbesetzung des Amtes „Wasserherr“ deutet bereits dessen Relevanz für eine funktionierende Ökonomie im Oberdorf an. Denn ohne eine permanente Aufsicht über den Wasserstand in den Leitungen und Kümpe drohte dem weitaus größeren Anteil der Dorfbevölkerung stets der Wassernotstand.

Zu den im 17. Jahrhundert überlieferten „Wassermeistern“, also den eigentlichen Wartungstechnikern, zählte auch Goert Nüthen, der 1631 als Hexer hingerichtet worden ist.²³ Bereits Jahre zuvor waren er und seine Eltern als vermeintliche Zauberer in das öffentliche Gerücht geraten. Der Wassermeister wurde u. a. wegen des Vorwurfs als „leichtfertige Person“ mit der eigenen Mutter „Unzucht getrieben“ zu haben in Fürstenberg inhaftiert. Er konnte später aus dem Gefängnis fliehen.²⁴ Mit dem Mann floh aber zugleich dessen Expertise aus dem Dorf. Weil ein Wassermeister zur Aufrechterhaltung der öffentlichen

20 Zit. n. NOLTE, Vom Adelsdorf, S. 116.

21 LA Münster, Fürstbistum Paderborn, Patrimonialgerichte Nr. 4, fol. 56r.

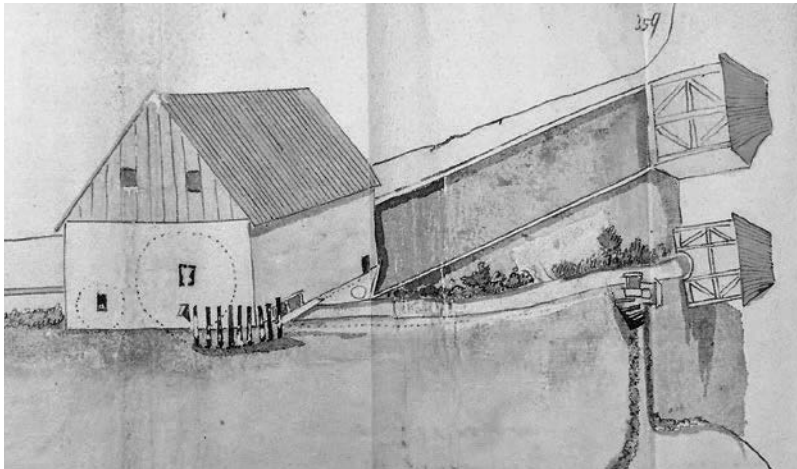
22 Am 7. März 1664 gab der bisherige Wassermeister Jacob Huesknecht sein Amt „wegen vnvermögenheit“ auf. Zu seinem Nachfolger wurde Steffen Fleckenkamp „In Gegenwart samtllicher Hr. Hr. Westphalen bediente, auch der dorffs vorstehern Thönies Ludowich jun: vndt Cordt schmetts auch auß der Gemeinheit Henrich Neukirch Sen., Herman Papen, Meineke dröppel, Christopff Wegener vndt Henrich dröppel, maßen wie daß trew- vndt fleißig zu verfahren vndt daran nichts zu verseumen midt handt vndt Mundt angelobt.“ LA Münster, Fürstbistum Paderborn, Patrimonialgerichte Nr. 4, fol. 20r. – Freundlicher Quellenhinweis von Frau Sarah Masiak M.A.

23 Vgl. Indizienkatalog des Johannes Nübel, Prozessakte Nüthen, 01. Juli 1631, Adelsarchiv Brenken, HS 117, unfol.

24 Ebd., Art. 9, unfol.

Wohlfahrt dringend gebraucht wurde, kehrte Nüthen offenbar „wegen der wasserleitung zu-
 lengst wieder alhir“ zurück.²⁵ Trotz des latent schwelenden Zaubereverdachts sei Nüthen
 nach seiner Rückkehr „anhero tolerirt“ worden. Vermutlich aufgrund der ihm unterstellten
 „magischen“ Fähigkeit, Wasserströme gegen die Schwerkraft einen Berg hinaufleiten zu
 können (Düker),²⁶ geriet er Anfang der 1630er Jahre in seinen finalen Hexenprozess.
 Gölcke Schwein, eine Denunziantin und geständige Hexe, warf dem Meister des Wassers
 vor, zusammen mit ihr einen Wetterzauber begangen zu haben. Sie konnte dem Gericht
 offenbar glaubhaft versichern, dass Nüthen im Auftrag des Teufels ein „schrocklichs wetter
 vor etlichen Jahren zue fürstenbergh gemacht, darab die heuser zerfallen und wegh gebro-
 chen“ seien.²⁷

Das arbeitsteilige Modell, das zwischen anweisenden Wasserherren und weisungsgebun-
 denen Wassermeistern unterschied, entsprach durchaus der zeitgenössischen Praxis. Als
 Vorbild könnte die Organisation der urbanen Wasserversorgung in der Stiftshauptstadt Pa-
 derborn gedient haben. Mit der Errichtung einer der ersten mechanischen Stadtwasser-
 künste in Westfalen (Abb. 2), deren Bau vom Domkapitel im Sommer 1523 genehmigt
 wurde,²⁸ ergaben sich für die Kommune entsprechende Unterhaltsverpflichtungen: Nicht
 nur das technisch komplizierte Pumpwerk musste stets gewartet, repariert und moderni-
 siert werden; auch das innerstädtische Leitungssystem und der Unterhalt der großen
 Schöpfbecken bedurften der obrigkeitlichen Aufsicht



*Abb. 2: Paderborn:
 „Stadtwasserkunst“
 an der Börne-
 pader, baulicher
 Zustand Anfang 18.
 Jahrhundert
 (Stadt A Pb, A 5253,
 fol. 359r, Repro M.
 Ströhmer)*

25 Ebd., Art. 13, unfol.

26 Hierfür spricht indirekt die Verwendung von (hölzernen) Wasserrohren als Zaubermittel. So gestand Meineke Brielohn einen Wetterzauber, den er unter Mithilfe des Teufels um 1649 in Fürstenberg beschworen habe. Der mutmaßliche Hexer gab zu Protokoll, dass er selbst beobachtet habe, wie „der deuffel [das Gewitter, MS] selbst gemacht von drey pfeiffen [= Holzrohre] welche er zusammengemacht [,] wovon daß wetter worden, so nach dem Meehrhoffe hinüber gezogen, aber keinen schaden gethan [,] sondern sey lauter Regen“ gewesen. Adelsarchiv Brenken, HS 117, unfol. Geständnis vom 16. Jun. 1659.

27 Indizienkatalog, Art. 12, unfol., beruhend auf dem Geständnis von Goelke Schwein vom 28. Jun. 1631.

28 Vgl. Abschriften des niederdeutschen Konzessionsvertrags („Original Revers Brieff“) vom 1. Juli 1523, LA Münster, Domkapitel Paderborn, Capsel 78, Nr. 1–3.

Daher taucht im Paderborner Ratsarchiv seit den 1580er Jahren, in denen die erste Anlage von 1523 nach 60 Jahren Betriebszeit grundlegend renoviert und erweitert wurde, erstmals ein vom Rat vereidigter Stadtwassermeister auf.²⁹ Bei ihm und seinen Nachfolgern handelte es sich in der Regel um Fachhandwerker: Genannt werden Mühlen-, Maurer- oder Schmiedemeister, die ihr öffentliches Amt im besoldeten Nebenerwerb versahen.³⁰

Ein schönes Beispiel für den regionalen Wissenstransfer in Sachen Wasserbau liefert Fürstenberg selbst. Im Dorf wohnte mit dem Mühlenmeister Tönies Rinschen³¹ offenbar ein in der Region bekannter Wasserbauspezialist, der sich im Winter 1685/86 anbot, den defekten Antrieb der Wasserkunst im nahen Obermarsberg zu reparieren. Das städtische Druckpumpenwerk stand im Gebäude einer Wassermühle, deren Rad vom Flüsschen Glinde angetrieben wurde, die sich im Tal an der östlichen Flanke des Stadtberges entlang zog. Die Steigleitung, welche über den Südhang des Berges einen Höhenunterschied von beachtlichen 130 m überwand, mündete in den darüber liegenden „Wasserturm“, einem Befestigungsturm der ehemaligen Stadtmauer. Dieser Turm beherbergte in seinem Obergeschoss einen im Vertrag genannten „Kessell“, der als (kupferner?) Hochbehälter für die oberstädtische Wasserleitung diente. Aus dem Vertrag mit der Stadt geht hervor, dass sich der Müller aus Fürstenberg verpflichtet habe, die Verfertigung des neuen „opus von Holz vnd Eisenwerk“ allein vor Ort anzugehen. Lediglich für sperrige Arbeiten sollte der Rat ihm die „nötige Handhülffe“, also Handlanger und Tagelöhner, auf Kosten der Stadt stellen. Für die komplizierteren Metallarbeiten beauftragte der Rat der Montanstadt andere, wohl ortsansässige Spezialhandwerker wie Eisen- und Kupferschmiede („schmedden vnd rotgiesser“). Der Fürstenberger Müllermeister, der privat mit seiner gesamten „Haab vnd guter, nichts davon ausgenommen“ für die Erfüllung des Kontrakts haftete, verpflichtete sich zudem, die Antriebstechnik innerhalb von nur drei Wochen „werckstellig“ zu ma-

29 Die erste urkundliche Erwähnung eines Paderborner „WasserM[eist]er[s]“ findet sich in der Abschrift eines Vertrags der Stadt Paderborn mit dem Abdinghofkloster, geschlossen am 14. Jul. 1587. StadtA Pb, A 5253, fol. 319r–320r, Zitat fol. 319v. Ähnlich wie in Dringenberg, für dessen Wasserkunst ein „Wasserleiter“ im Testament des Landdrosten Hermann von Viermunden aus dem Jahr 1560 belegt ist, dürfte das Amt vermutlich schon einige Jahre zuvor vom Rat eingerichtet worden sein. Vgl. Testamentsabschrift vom Ostermontag 1560, StadtA Bad Driburg, Chronik, S. 27–29, Zitat S. 28. Ein kontinuierlicher Eintrag in den Paderborner Stadtrechnungen, wie er im 17. Jahrhundert üblich wurde, fehlt für das 16. Jahrhundert leider aufgrund von Überlieferungslücken. Die Annahme von Franz SCHRÖDER, dass Wassermeister erst „ab 1800“ in den „städtischen Aufzeichnungen“ Paderborns erwähnt werden, trifft nicht zu. DERS., Geschichte der Wasserversorgung der Stadt Paderborn, Manuskript masch. (unveröffentlicht), Paderborn 1981, S. 222.

30 Neben einem fixen Jahressalar von 25, später 15 Reichstalern stellten die Meister den Wasserherren des Rates ihren konkreten Arbeitsaufwand im Tagelohn in Rechnung. So erhielt beispielsweise Wassermeister Hermann Maurer im Jahr 1615 ein Fixgehalt von 15 Rtl. – Für das Bohren und Verlegen von „Pfeiffen“ im Mai und Juni desselben Jahres berechnete er der Stadt weitere 2 Rtl., 4 ß 8 d. StadtA Pb, Stadtrechnung 1615, A 5040, fol. 70r. Zum weiteren Aufgabenspektrum des Stadtwassermeisters als Bediensteten vgl. NEUWÖHNER, Andreas: Den Kampf um die Freiheit verloren? Verwaltung und Finanzen der Stadt Paderborn im Spannungsfeld von städtischer Autonomie und frühmodernem Staat (Studien und Quellen zur westfälischen Geschichte, Bd. 48), Paderborn 2004, S. 138f.

31 Die Berufsbezeichnung „Möller“ geht aus dem Wasserkunst-Vertrag nicht unmittelbar hervor, sondern aus einer älteren Injurienklage des Fürstenbergers Hans Schetter gegen den „Möller Thönies Rinschen“, die jener vor dem dortigen Patrimonialgericht am 25. Jun. 1668 anbrachte. LA Münster, Fbstm Pb, Patr. 4, fol. 64r. – freundlicher Hinweis von Sarah Masiak M.A. Im Vertrag selbst ist lediglich die Rede von einem „M[eiste]r. Thonies Riensken wohnhaft zu Fürstenberg“. Vgl. hier und im Folgenden „Wasserkunst-Vertrag“, 10. Dez. 1685, StadtA Marsberg, Bestand A 380, unfol.

chen.³² Zu seinem Auftrag zählte auch die persönliche Auswahl des geeigneten Holzes. So bedingt sich Meister Rinschen ausdrücklich aus, „darbey [zu] sein“, wenn „das nötige gehölzt im Walde gehauwen werde.“³³ Erst nach Abschluss aller Arbeiten, wenn das Wasser der Glinde in ausreichender Menge den Hochbehälter im Wasserturm befüllt habe, soll die Honorierung des Meisters mit 22 Reichstalern erfolgen.

Knapp 60 Jahre später (1741–43) war in Fürstenberg selbst der Ausbau der Wasserleitung hin zur Burg erneut Gegenstand einer gerichtlichen Auseinandersetzung zwischen Gutsherrschaft und Gemeinde.³⁴ Wohl nicht zuletzt aus wirtschaftlichen Motiven heraus verweigerten die renitenten Dorfbewohner ihrer Ortsobrigkeit die hierzu angeforderten Hand- und Spanndienste. Dass die innerörtliche Wasserversorgung bis dato weiterhin in der Verantwortung der Dorfschaft lag, geht aus den beiden späteren „Wasserverträgen“ von 1788 und 1819 hervor. Um die leere Gemeindekasse von den hohen Unterhaltskosten für die reparaturanfällige Holzleitung zu entlasten, übertrug die Gemeinheit Fürstenberg schließlich am 27. Dezember 1819 ihre teure Anlage offiziell dem finanziell potenteren Gutsherrn. Da die Herren von Westphalen als Grundherren zugleich auch die Gewässerherren der Kommune waren, aus deren Quellen die dörfliche Leitung gespeist wurde, entschärfte man mit dem Besitzwechsel zugleich jene juristischen Konflikte, die in den letzten Jahrhunderten bis zur finanziellen Erschöpfung³⁵ um die dörflichen Gerechtsame geführt worden sind.³⁶ Auch sparte die überschuldete Gemeinde den Unterhalt einer eigenen Bohrmühle.³⁷ Lediglich der Unterhalt von vier gemeindeeigenen Kümphen, die gleichmäßig über das obere Siedlungsareal verteilt waren, oblag weiterhin der Kommune. Der Unterhalt der außerörtlichen Zuleitung hingegen, die von der Quelle des adeligen Grundherrn auf der „Kuhweide“ über die Feldmark in das Oberdorf geleitet wurde, oblag seit 1788 für die nächsten gut 100 Jahre den Reichsgrafen von Westphalen allein. Hierfür zahlte Fürstenberg

32 Müllermeister Rinschen verstarb wohl im Jahr 1699. Er hinterließ seiner Witwe und mehreren Kindern ein Wohnhaus im Wert von 140 Rtl. sowie ein wenig Land- und Gartenbesitz in der Feldmark. Hierunter werden auch 1 ½ Morgen „oben der obersten mühlen“ erwähnt. Testamentarischer Vergleich vom 7. Mai 1699, LA Münster, Fstbtm. Pb, Patr. 22, fol. 79r.

33 Art. 1, Wasserkunst-Vertrag, 10. Dez. 1685, StadtA Marsberg, Bestand A 380, unfol.

34 Vgl. NOLTE, Vom Adelsdorf, S. 116.

35 Hierzu allgemein NOLTE, Vom Adelsdorf, S. 24. In einem Memorial der Gemeinde an Fürstbischof Franz Arnold von Wolff-Metternich bringen die Fürstenberger ihre finanzielle Schwäche unverblümt zum Ausdruck. Es sei ihnen vor Gericht „ohnmöglich contra hos [= Herren von Westphalen, MS] potentes wegen abgang der Gelder weiters processen [zu] können“. Man bitte den Fürstbischof daher, dass die Sache von seiner Kanzlei „summarie“, also in einem Schnellverfahren, untersuchen zu lassen, damit der Landesherr der Gemeinde die „gedeyliche justicie der armuth ohne weitlaufigkeit widerfahren laßen möge.“ Vgl. „Unterthänigste Memoriale undt Bitte“, 18. Sep. 1716, StadtA Wü, A 779, unfol.

36 Dass sich die Adels Herrschaft im 18. Jahrhundert trotz der im „Bundbrief“ von 1449 gewährten Wasserrechte als deren alleiniger Inhaber verstand, geht u.a. aus einer Beschwerdeschrift vom 27. Aug. 1717 deutlich hervor. Hierin bat die Gemeinde ihren Landesherrn Fürstbischof Franz Arnold v. Wolff-Metternich darum, Fürstenberg bei seinen altverbrieften Nutzungsrechten zu belassen. Aktueller Streitgegenstand war die Nutzung des Dorfbachs Karpke für das Flachsrotten bei sommerlichen Niedrigwasser. Entgegen von Gewohnheit und Vergleich habe der Grundherr im Jahr 1714 zum Ruin der Einwohner „das flachs aus der Becke, so damals gar klein gewesen, werffen lassen“. Dieses „Verfahren“ wurde von den Dorfbewohnern als „schlimme Neuerung“ wahrgenommen, gegen die man sich beim Fürsten verwehren wollte. „Unterthänigste Memoriale undt Bitte“, Art. 7, 18. Sep. 1716, StadtA Wü, A 779, unfol.

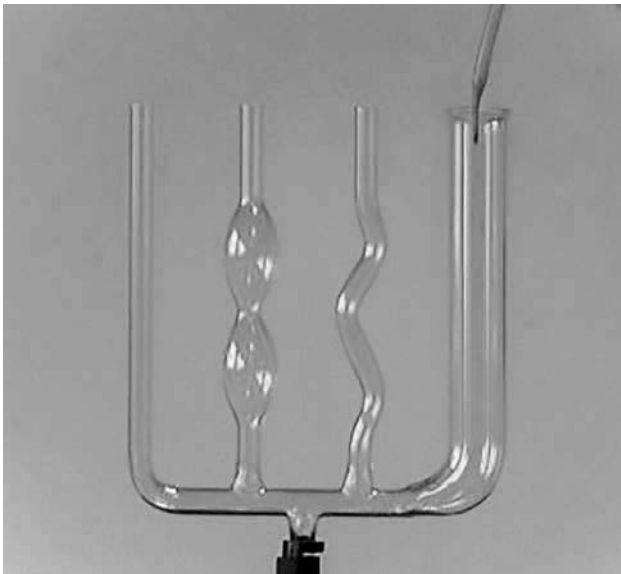
37 Diese im Vertrag von 1788 übertragende Vorrichtung, mit der Holzstämmen durchbohrt worden sind, befand sich wahrscheinlich in der herrschaftlichen Sägemühle, die am 1. März 1836 abbrannte. Vgl. Eintrag bei Nolte, Chronik, S. 58. Ihr Mühlteich wurde ebenfalls aus einer herrschaftlichen Quelle, der „Höppe“ unweit des „Wasserplatzes“ gespeist. Freundlicher Hinweis von Herrn Bernhard Nolte.

bis ins Jahr 1819 ein jährliches Wassergeld von 37 Reichstalern und 12 Groschen, ab 1820 50 Reichstaler an die herrschaftliche Rentekasse.³⁸

Gut drei Jahrzehnte nach dem Besitzwechsel von 1788 modernisierte der neue Gutsherr Joseph Graf von Westphalen (reg. 1819-1829) im Jahr 1820 die frühneuzeitliche Wasserleitung, die offenbar erneut defekt war. Über den Aufbau dieser jüngeren Anlage sind wir dank der preußischen Dorfchronik wesentlich besser informiert als über die vormoderne.³⁹ Die Beschreibungen des 19. Jahrhunderts eignen sich daher als Ausgangsbasis, um die Vorgängeranlage der Frühen Neuzeit hinsichtlich ihrer räumlichen Lage und Materialität rekonstruieren zu können. Dabei spielt, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, die Beachtung natürlicher Gesetzmäßigkeiten aus der Physik eine Schlüsselrolle. Bevor wir zum Rekonstruktionsversuch schreiten, sei deshalb zuvor noch ein kurzer Blick auf die Funktionsweise einer Gravitationsleitung geworfen, die über Jahrhunderte ohne Maschinenkraft arbeiten konnte.

3. Funktionsweise und Architektur einer frühneuzeitlichen Gefälleleitung

Unter dem modernen Stichwort „Kommunizierende Röhren“ machten sich bereits antike Naturphilosophen und Architekten wie Plinius oder Vitruv das Gesetz vom „Gleichstand der Flüssigkeiten“ im antiken Wasserbau zunutze (Abb. 3).⁴⁰



*Abb. 3: Versuchsaufbau
„Kommunizierende Röhren“*

38 Vgl. NOLTE, Vom Adelsdorf, S. 116.

39 Vgl. wesentliche Quellen mit Einträgen zu den Jahren 1820, 1836, 1890 und 1893 bei NOLTE, Chronik, S. 39f., 58, 141f. und 150.

40 Zum antiken Wasserleitungsbau vgl. jüngst CECH, Brigitte: Technik in der Antike, 3. Aufl. Darmstadt 2017, S. 114–144.

Umgesetzt in gebaute Architektur, waren griechische und römische Aquädukte technisch in der Lage, auch steile und weite Täler ohne größeren Wasserverlust überwinden zu können (Abb. 4).⁴¹ Das in der Antike erprobte Funktionsprinzip eines Dükers galt im verkleinerten Maßstab auch für die Fürstenberger Dorfleitung der Frühen Neuzeit.

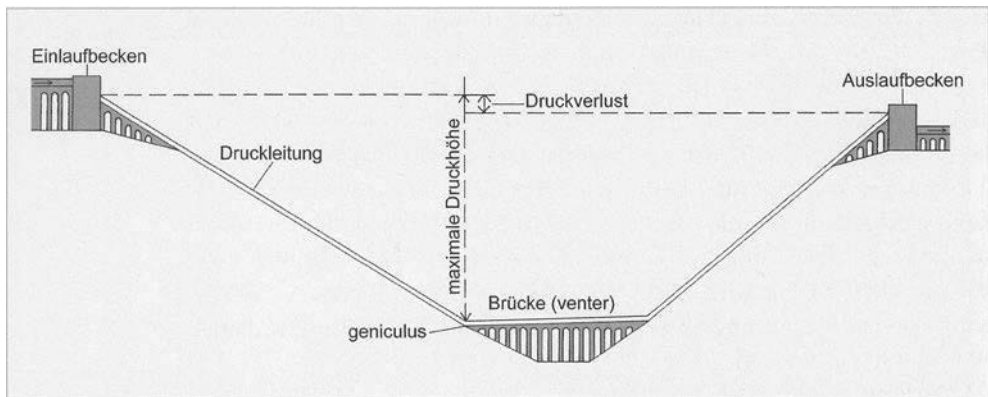


Abb. 4: Schema einer antiken Druckstrecke (aus: B. CECH 2017, S. 122)

Der neuralgische Punkt antiker wie auch frühmoderner Druckleitungen bestand in der oft mangelhaften Materialdichte der (Holz)Rohre selbst und ihrer Verbindungsstücke. Schon in römischer Zeit wurde deshalb neben Ton (Terrakotta) vor allem Blei für die besonders belasteten Teilstrecken einer Druckleitung verarbeitet.⁴² Aus technischer Sicht waren Bleirohre leicht zu formen und schon bei relativ niedrigen Schmelztemperaturen herzustellen.⁴³ Bei einer überlieferten Wandungsstärke von 2 bis 3 cm hielten manche antike Dükler einem geschätzten Wasserdruck von mehr als 10 bar stand.⁴⁴ Ein gravierender Nachteil von Metallrohren blieb jedoch bis in die Frühe Neuzeit hinein bestehen: Sie waren im Vergleich zu Holz oder Ton sehr viel teurer in der Anschaffung und technisch aufwendiger in der Reparatur.

Dieser über Jahrhunderte währende Malus, der mit dem Einbau von Metallrohren in die hölzernen Leitungsstrecken einherging, relativierte sich erst allmählich. Seit dem 15. und 16. Jahrhundert, mit der Verbreitung von Werkstücken aus Gusseisen, ließen sich im Vergleich zum Blei nun auch preisgünstigere Metallteile herstellen.⁴⁵ Auch wenn der Guss von Eisenrohren zu Beginn des 19. Jahrhunderts soweit perfektioniert war, um in die Massenproduktion übergehen zu können, waren eiserne Druckleitungen im Hochstift Paderborn

41 Vgl. u.a. DÖRING, Weilburg, S. 16f.

42 Vgl. DÖRING, Weilburg, S. 21; 24; 50.

43 In der Regel wurden sie seit der Antike aus Bleiplatten gebogen und an der Längsnaht verlötet. Vgl. DÖRING, Weilburg, S. 18.

44 Vgl. CECH, Technik, S. 123. Den „Weltrekord“ hielt laut DÖRING der Dükler der hellenistischen „Madrada- Leitung“ nach Pergamon in Kleinasien aus dem 2. Jhd. v. Chr.: Die ca. drei Kilometer lange Druckleitung aus Bleirohren hielt einem Wasserdruck von 19 bar (= 190 m Höhenunterschied) stand. Vgl. DERS., Weilburg, S. 24.

45 Erste Eisenrohre, die bereits 1455 in Trinkwasserleitungen eingebaut wurden, sind im Alten Reich für die Steigleitung des Schlosses Dillenburg belegt. Vgl. DÖRING, Weilburg, S. 17.

schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts durchaus bekannt. So ließ der erste Baumeister der Paderborner „Jesuiten-Wasserkunst“ Jacob Hein, ein Orgelbauer aus Fritzlar, in den Jahren 1624/25 im sauerländischen Alme bei Marsberg nachweislich mehrere „isenpfeiffen“⁴⁶ gießen. Daher stellt die Verwendung von Eisenrohren, wie sie für das Jahr 1820 in der Fürstenberger Dorfchronik beschrieben wird, aus technikhistorischer Sicht keine grundlegende Innovation dar. Auch dürfte der Verlauf der jüngeren, vom Grafen mehrfach renovierten Gefälleleitung, der älteren, frühneuzeitlichen Trasse in wesentlichen Teilen gefolgt sein. Setzen wir also die weitgehende Deckungsgleichheit beider Anlagen als Prämisse voraus, so kann das jüngere System als Blaupause für die Urleitung der Frühen Neuzeit dienen. Denn beide Architekturen arbeiteten ja nach denselben physikalischen Prinzipien in einem weitgehend unveränderten Geländere relief. Somit bietet der folgende Rundgang durch die Fürstenberger Feldmark einen historischen Schlüssel, um den Verlauf der Urleitung im Kartenbild erschließen zu können.

4. Ein Rundgang im Gelände: Auf den Spuren der Fürstenberger „Urleitung“

Eine erste Skizze, die den Verlauf des „neue[n] Wasserstrangs“ von 1820 beschreibt, findet sich in einem Eintrag der Fürstenberger Dorfchronik aus diesem Jahr:

„[...] von der Quelle an bis auf den so genannten Antenberge sind eiserne Röhren angebracht, in der Höhe auf der Ebene durch das Holz fließt das Wasser bis zum Ausgang des Holzes durch zwei aufeinander gelegte Holzriegel unten und oben mit Thonerde bedeckt, diesseits dem Walde am Antenberge, wo das Fallen und Steigen durch die Gärten nach dem Dorfe hin bis an den Gerichts-Kumpf gerichtet ist, liegen wieder eiserne Röhren [...].“⁴⁷

Überträgt man dieses Zitat des Dorfchronisten auf das moderne Kartenbild, so ist der Untersuchungsraum bereits abgesteckt (Abb. 5).

Genannt werden die „Quelle“ als Anfangspunkt der Leitung (B1), der eiserne Düker über das Karpketal, ihr weiterer Verlauf über den bewaldeten „Antenberg“, die zweite Druckleitung „durch die Gärten“ der Feldmark sowie der Endpunkt der innerdörflichen

⁴⁶ „Vergleich“ zwischen Meister Jacob von Fritzlar und den Patres Hermann Baving und Antonius Stratus, Rektor und Prokurator des Paderborner Jesuitenkollegs, Sep. 1624, AV Paderborn, Studienfonds Paderborn, Akten I, Nr. 30, fol. 4r.

⁴⁷ Zit. n. NOLTE, Chronik, S. 39.

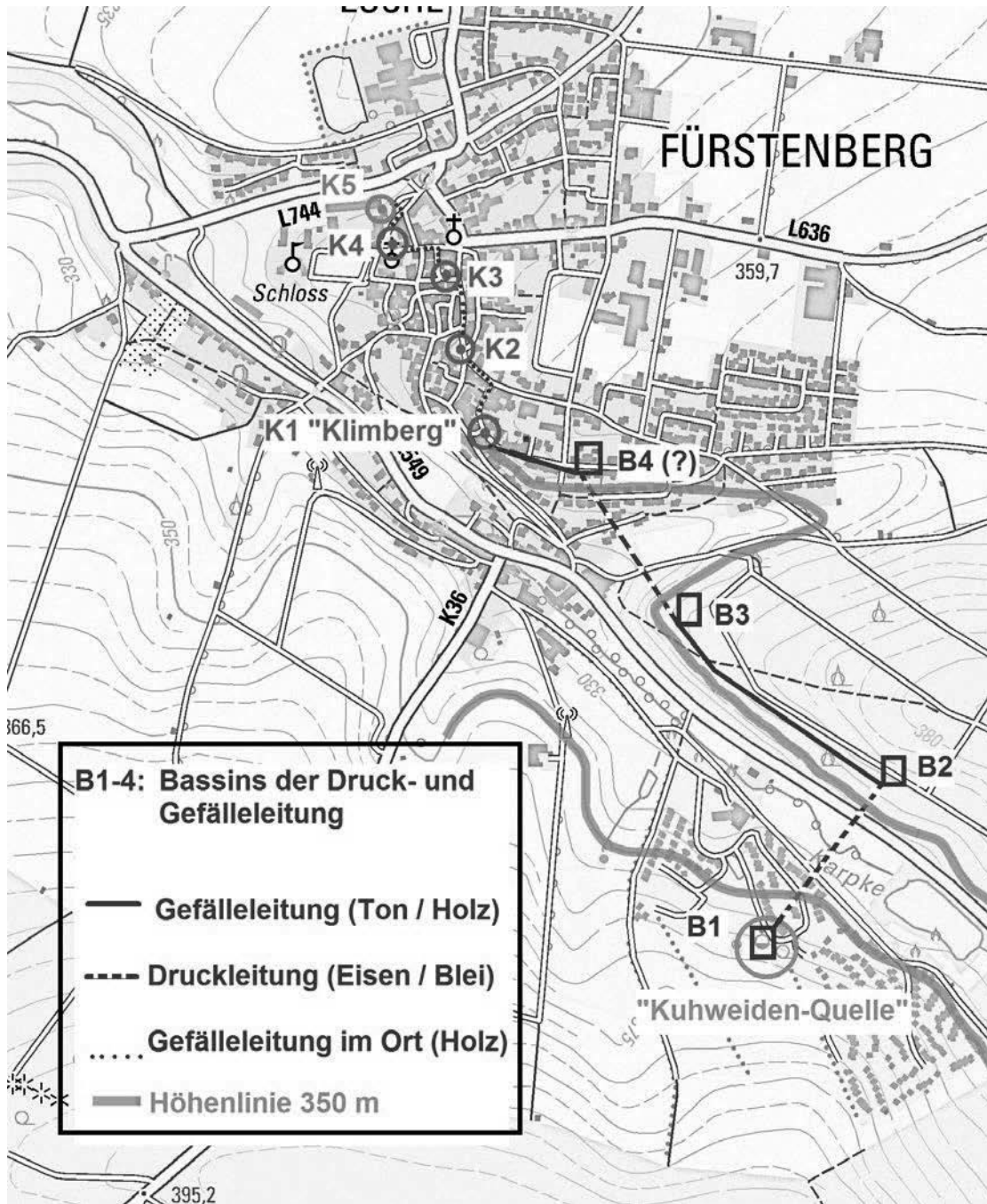


Abb. 5: Fürstenberg: Rekonstruktion der frühneuzeitlichen „Urleitung“ (M. Ströhmer)

Gefällestrecke, die am „Gerichts-Kumpf“ ausläuft. Über weitere topographische Details gibt ein gut 70 Jahre jüngerer Textzeuge Auskunft: Der Bochumer Ingenieur Heinrich Scheven grenzt in seiner Bestandsaufnahme vom Dezember 1890 zunächst den Standort der Quelle ein:

„Die Versorgung der Gemeinde Fürstenberg mit Trink- und Haushaltswasser erfolgt zur Zeit aus einer Quelle, die in einer Entfernung von cca. 1500 mtr. vom Orte südlich der Chaussee nach Marsberg gelegen ist [...]. Das Wasser entspringt in verschiedenen kleinen Quellen dem Kalkgebirge und vereinigt sich, durch offene Wasserläufe fließend, in einem gemauerten und mit Dachziegeln überdeckten Sammel-schachte.“⁴⁸

Zieht man mit dem Zirkel den von Scheven angegebenen Radius von 1.500 m Luftlinie um den Dorfkern nach, so kommt nur die „Kuhweiden“-Quelle als Ausgangspunkt der Urleitung in Frage. Dieser noch heute aktive Born stand in 360 m N. N. an (Abb. 6).



Dem erwähnten „Sammel-schachte“ (B 1) wurden offenbar mehrere kleine Quellen zugeleitet, um das natürliche Wasservorkommen am „Kalkgebirge“ zusammenzufassen. Die steinerne Fassung der Quelle – ein mit Dachziegeln überdecktes Mauerwerk – könnte dabei schon vor der Renovierung von 1820 als frühneuzeitliche Brunnenstube gedient haben.⁴⁹

Von diesem Einlaufbecken (360 m N. N.), das den höchsten Punkt der Gefälleleitung markiert, durchquerte eine erste Druckleitung U-förmig den rund 30 m

Abb. 6: Fürstenberg: „Kuhweidenquelle“, Januar 2018 (Foto M. Ströhmer)

⁴⁸ Vgl. „Genereller Kosten-Anschlag über Herstellung einer Centralwasserversorgung“, Ing. Heinrich Scheven, Bochum 15. Dez. 1890, StadtA Wü, A 723, unfol.

⁴⁹ Archäologisch erschlossene Vergleichsbeispiele aus Weilburg an der Lahn, die dem 17. und 18. Jahrhundert entstammen, machen ein Mauerwerk mit Ziegelabdeckung wahrscheinlich. Als Material für frühneuzeitliche Reservoir-Abdeckungen werden aber auch Stroh oder Holz genannt. Vgl. DÖRING, Weilburg, S. 48f. Für die zwei Bassins auf dem Antenberg sind im Gutachten des Arztes Dr. Lüttig (11. Aug. 1894) „mit Holzdeckel geschlossene Behälter“ belegt. StadtA Wü, A 723, unfol.

tiefen Taleinschnitt der Karpke in nordöstlicher Richtung. Jenseits der damaligen Kreisstraße Fürstenberg-Marsberg stieg der Düker am Südhang des Antenberges steil an, um sein Wasser dem gegenüberliegenden Auslaufbecken (B 2) auf 358 m N. N. zuzuführen (Abb. 7).⁵⁰



Abb. 7: Fürstenberg: Erster Düker im „Karpketal“ (M. Ströhmer)

Von diesem Bassin aus, das sich aufgrund des hydrostatischen Drucks gut gefüllt haben dürfte, wurde eine 550 m lange Gefälleleitung in Richtung Dorf angelegt.⁵¹ Mit sehr schwachem Gefälle führte diese Freispiegeleitung ihr Wasser entlang des Hanges einem dritten Bassin (B 3) zu, das oberhalb des „Kuhkamps“ auf der Westspitze des Antenberges stand. Von hier aus ging das Wasser ein zweites Mal in den Druck: Der Düker überquerte das rund 25 m tiefe Tal des „Bergheimer Grundes“ in ost-westlicher Richtung. Am gegenüberliegenden Hang speiste die Druckleitung vermutlich ein weiteres Bassin (B 4), das als Reservoir für die innerörtliche Gefälleleitung diente. Von diesem letzten Sammelschacht, der sich archäologisch nicht fassen lässt, aber für den Druckaufbau unverzichtbar war,⁵²

50 Vgl. Gutachten des königlichen Baurates Biermann, Paderborn 1. Dez. 1894: „Von dem südlich der Kreisstraße Fürstenberg-Marsberg belegenen Quellbassin führt eine eiserne Leitung zunächst mit starkem Gefälle annähernd in nördlicher Richtung unter dem Karbach und der Kreisstraße her und dann in starker Steigung zu einem, in dem Gräflich Westfalenschen Tannenwalde befindlichen gemauerten Bassin. Der obere Rand dieses Bassins liegt [...] ungefähr 1,50–2,00 m tiefer als der Ausfluß aus dem Quellbassin.“ StadtA Wü, A 723, unfol.

51 Vgl. NOLTE, Vom Adelsdorf, S. 117.

52 Ein Hinweis zum genauen Standort dieses Sammelschachtes findet sich nach Bernhard Nolte in der Dorfchronik (1893). Nach einer Inspektion der Leitung durch die Sachverständigen Biermann und Roy im Jahr 1893 wurde die marode Teilstrecke „von dem Bassin bei dem Hause des Anton Röllecke [= Hausnummer 58, heute Klimberg 6] bis zum Bassin auf dem Kampe im Garten des Franz Wietfeld neu angelegt [...]“. Zit. n. NOLTE, Chronik, S. 150.

führte die unterirdische Leitung weiter auf den „Klimberg“ (K 1). Hier stand auf 353 m N. N. der erste von insgesamt vier Dorfkümpe, der zugleich als Hochbehälter diente.

Nachdem die Leitung den tieferliegenden Laufbrunnen am „Stillen Haus“ (K 2) und nördlich davon „Schlüters Kump“ (K 3) passiert hatte, endete die Trasse auf rund 340 m N. N. am „Gerichtskump“ (K 4), der in der nordwestlichen Ecke des Oberdorfs gegenüber dem barocken Gerichtsgebäude stand (Abb. 8).



Abb. 8: Fürstenberg: „Gerichtskump“, Januar 2018 (Foto M. Ströhmer)

Bis zu ihrem Endpunkt legte die Gefälleleitung des 19. Jahrhunderts – und wohl auch deren Vorgänger – bei einer Höhendifferenz von lediglich 20 m eine Strecke von 2.078 m zurück.⁵³

Technisch herausfordernd erscheint an der Fürstenberger Leitung vor allem der extrem flache Streckenabschnitt (B 2 - B 3) auf dem Antenberg. Denn dieser fiel auf einer Länge von über 500 m lediglich um zwei bis drei Meter ab. Hier dürfte auch einer der neuralgischen Punkte der frühneuzeitlichen Wasserführung gelegen haben, der zu sporadischen Wassernöten im Oberdorf führen konnte. So ließ die geringe Streckenneigung des Kanals nur langsame Fließgeschwindigkeiten zu, sodass nur verhältnismäßig wenig Wasser in das Bassin (B 3) der zweiten Druckleitung auf dem Antenberg floss. Witterungsbedingte Extreme wie langanhaltende Dürre oder strenger Frost dürften den Zufluss gänzlich unterbrochen haben; wurden die Holz- und Tonrohre auf diesem Teilstück doch nur rund einen Fuß (= 25-30 cm) unter der Erde verlegt.⁵⁴ Dass die Gesamtanlage dennoch über die Jahrhunderte leidlich funktioniert hat, zeigt sich u. a. an den wenigen Nachrichten über

⁵³ Vgl. NOLTE, Vom Adelsdorf, S. 117.

⁵⁴ Ebd., S. 117.

existentielle Versorgungsengpässe, die in der Dorfchronik des 19. Jahrhunderts notiert waren.⁵⁵ Fiel die Fernleitung wie in den Jahren 1890 oder 1893 für längere Zeit aus, fuhr man das Wasser in Tonnen vom „Wasserplatz“ des Unterdorfes auf Karren und Fuhrwerken in das Oberdorf.

Ebenso sind klimatische Faktoren zu berücksichtigen; herrschte doch für den Betrieb einer frühneuzeitlichen Fernleitung im Einzugsgebiet des Dorfes ein vermutlich günstigeres Mikroklima als heute. Unter den frühneuzeitlichen Witterungseinflüssen der Kleinen Eiszeit (ca. 14.-19. Jahrhundert), die wir im Detail leider noch nicht kennen, lässt sich zunächst mutmaßen, dass sich die tendenziell höheren Niederschlagsmengen auf der Paderborner Hochfläche positiv auf die Schüttung der Quellen ausgewirkt haben könnten. Noch im 20. Jahrhundert sorgten Fürstenbergs geographische Lage, Höhe und Reliefstruktur für eine relativ hohe Niederschlagsmenge in der Umgebung des Oberdorfes. Verursacht wurden die hohen Niederschläge von häufigen Steigungsregen an den südlichen und östlichen Gebirgskämmen, welche im Referenzzeitraum vor allem in den Sommermonaten Juni, Juli und August verzeichnet wurden.⁵⁶ Das tendenziell feuchtere und kältere Klima der Frühen Neuzeit ist daher sicherlich mit zu bedenken, um die Effizienz der aus dem Dorfbild längst verschwundenen Urleitung – wie auch der mittelalterlichen Zisternen – annähernd einschätzen zu können.

5. Abschließende Details: Das ABC der frühneuzeitlichen Leitungstechnik

a) DIE WASSERBECKEN: „KÜMPE“

„Kümpe sind keine Brunnen. Sie gehen nicht in die Tiefe. Kümpe sind Schöpfbecken aus Holz oder Stein und stehen wie riesig große Schüsseln auf der Erde.“⁵⁷ In diesem Zitat des Heimatforschers Herbert Heerde wird das äußere Erscheinungsbild eines westfälischen Kumps anschaulich beschrieben. Dabei beschränkte sich die Funktion dieser „Riesenschüsseln“, die flächendeckend im Dorf aufgestellt wurden, nicht nur auf das Sammeln des täglichen Trink- und Brauchwassers, welches für die bäuerliche Haushaltung benötigt wurde. Auch in Fürstenberg diente das Quellwasser aus den vier Kümpe zudem als zentrale Löschwasserreserve (Abb. 9); waren doch das hölzerne Dorf oder, wie im Falle Paderborns, die Fachwerkstadt stets brandgefährdet. Im Jahr 1791 erging folglich eine gräfliche Anordnung an die Kommune, für die Reparatur von Wassertonnen und Karren zu sorgen, die

55 Es waren eher die Hochwasserereignisse wie im November 1890, welches die Druckleitung „im Kuhkamp“ freigespült hat – und damit dem Frost der folgenden Tage schutzlos aussetzte. Auch froren aufgrund des eingetretenen Leerstandes einige Kümpe im Dorf selbst auf, sodass die Fugen der Sandsteinfassungen kein Wasser mehr halten konnten. Vgl. NOLTE, Chronik, S. 141f.; 151.

56 Vgl. HECKER, Wilhelm: Die geographischen Verhältnisse im Stadtgebiet Wünnenberg, in: Heimatbuch Wünnenberg, S. 13–35. Kennzeichnend für Fürstenberg seien bei einem Jahresdurchschnitt von insgesamt 830 mm Niederschlag die mit 172 mm relativ trockenen Frühjahre (Februar-April), die mit 254 mm von regenreichen Sommermonaten abgelöst würden (Referenzzeitraum: 1931-1960; 1951-1980), S. 23–26.

57 HEERDE, Herbert: „Unsere lieben guten Bürgern zum Wünnenberg“. Kleine Heimatkunde einer 700jährigen Stadt, in: Heimatbuch Wünnenberg, S. 281–326, Zitat: S. 313.

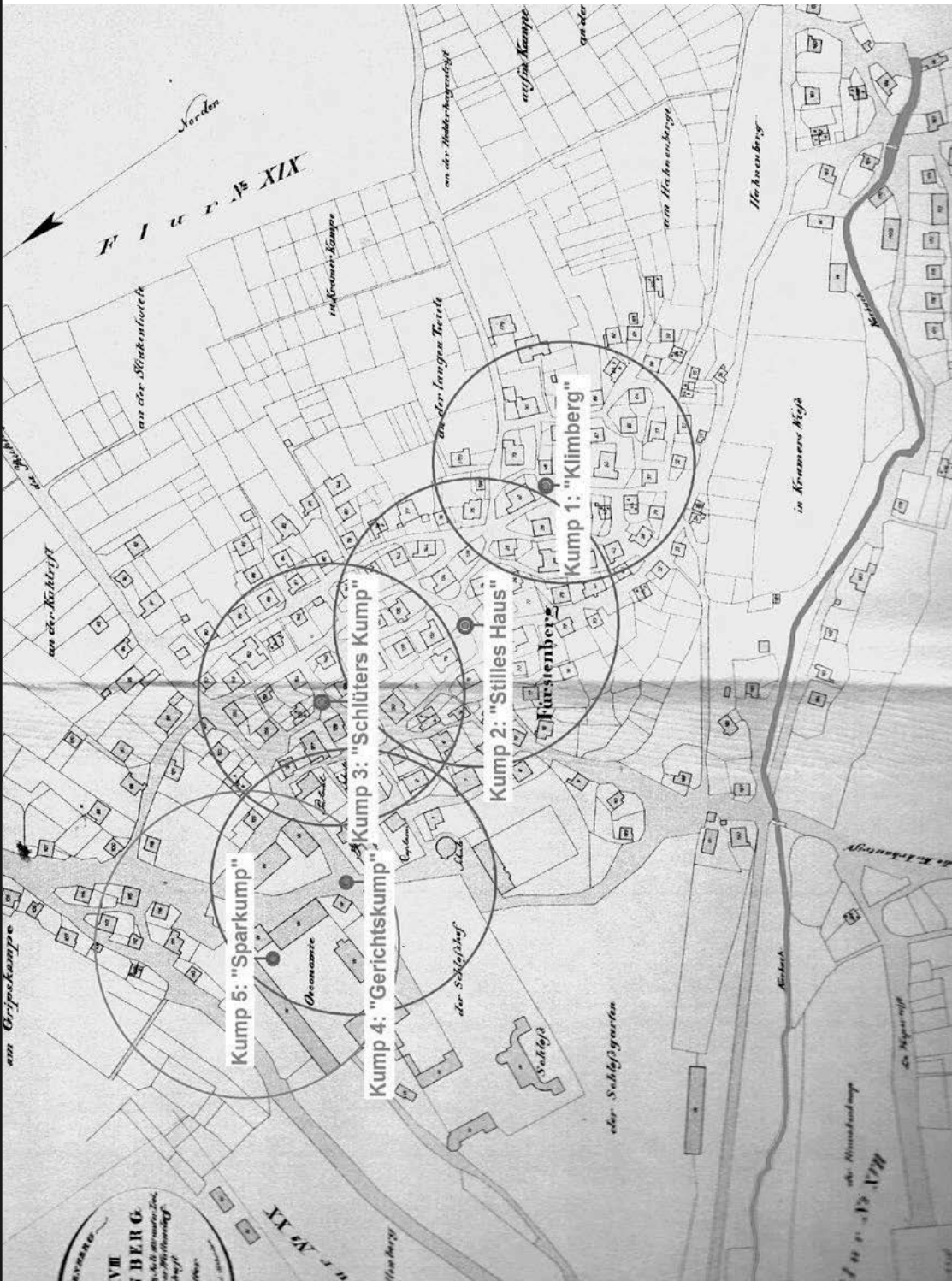


Abb. 9: Fürstenberg: Verteilung der Kumpen im Oberdorf (M. Ströhmer)

rund um die Uhr bei den Kümpe in Bereitschaft zu halten waren.⁵⁸

Ihre oft beeindruckenden Ausmaße erklären sich nicht zuletzt aus dem frühneuzeitlichen Brandschutz. Innerhalb des Ortes erfolgte die Wasserzuführung bis zur Einführung der Zentraleitung (1895) durch unterirdisch verlegte Holzrohre, die später durch Eisenleitungen ersetzt wurden. Über hölzerne oder steinerne Pfosten, die in Fürstenberg „Zapfen“⁵⁹ hießen und seitlich am Beckenrand der Kümpe angebracht waren, lief das Quellwasser in die meist rund gestalteten Sammelbehälter (Abb. 10).

Die heute oft „verschalten“ Öffnungen der ehemals bis zu 2 m tiefen und 4-5 m breiten Wasserreservoirs verdecken diesen historischen Aspekt leider in irreführender Weise.

Vergleicht man etwa die Ursprungsgröße des Kumps am „Stillen Haus“, der im Jahr 1818 sieben Fuß in der Höhe und 12 Fuß in der Weite (ca. 2,10 x 4,00 m) maß, mit den Dimensionen der Paderborner Stadtkümpe, so fallen deutliche Parallelen auf. Bei den heute im Hochstift sichtbaren Dorf- und Stadtkümpen handelte es sich ursprünglich um mannshohe Wasserbehälter, in denen über den täglichen Bedarf hinaus immer eine ausreichende Löschwasserreserve vorrätig gehalten werden musste (Abb. 11).

Aus dem historisch höheren Wasserstand erklärt sich nicht zuletzt das hohe Unfallrisiko, das sich beim händischen Abschöpfen von Kumpwasser ergab. In der Dorfgeschichte steht hierfür exemplarisch der Unfalltod des 16-jährigen Meinolf Gerlach.⁶⁰ Der Sohn des Fürstenberger Schmiedemeisters Franz Gerlach ertrank im September 1890 im „Klimberg-Kump“. Nach den protokollierten Aussagen von Zeitzeugen war der junge Mann vermutlich zuvor auf den Rand des Beckens geklettert, um mit dem hölzernen Füllbaum seine Wassertonne befüllen zu können. Als die morsche Hebevorrichtung zerbrach, rutschte Meinolf aus und fiel in das Becken. Ob er sich beim Sturz am Kopf verletzt hatte oder schlicht als Nichtschwimmer verstarb, bleibt Spekulation. Als sicher kann hingegen gelten, dass der hohe Wasserstand und die beträchtliche Wandungshöhe des Kumpes ausreichten, um ein Leben unfreiwillig zu beenden.



Abb. 10: Fürstenberg: Rekonstruktion des „Zapfens“ am Gerichtskump, Januar 2018 (Foto M. Ströhmer)

58 Vgl. MELZER, Historische Formen, S. 54

59 Der Dorfarzt Dr. Lüttig beschreibt in seinem Gutachten zur Qualität des Fürstenberger Quellwassers vom 11. Aug. 1894 das erwähnte Detail: „Im Dorfe selbst wird das Wasser [...] an vier öffentlichen Entnahmestellen“ entnommen. Diese sind „in der Weise eingerichtet, daß von dem Hauptrohre ein kleines Rohr sich abzweigt und mittels des sog. Zapfens einen etwa fingerdicken Wasserstrahl in den nebenstehenden aus Sandstein und Zement hergestellten offenen Wasserbehälter, den sog. Kump, ergießt.“ StadtA Wü, A 723, unfol.

60 Vgl. NOLTE, Vom Adelsdorf, S. 118. Weitere Aktenvermerke zum Unfall in StadtA Wü, A 723, unfol.

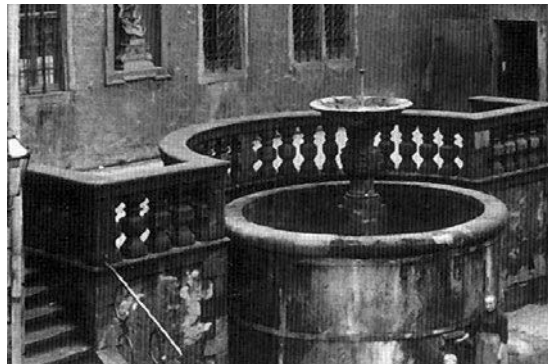


Abb. 11a/b: Paderborn: „Rathaus“- und (ehemaliger) „Kapuziner-Kump“, Ende 19. Jahrhundert (aus: U. MELZER 1995, S. 80; 86)

b) DRUCKLEITUNGEN: „DÜKER“

Die in der Literatur gelegentlich geäußerte Vermutung, dass die Fürstenberger Wasserleitung vor der Renovierung von 1820 aus Holz gefertigt war,⁶¹ ist im Folgenden kritisch zu hinterfragen. Zweifelsohne bestanden die beiden neuen Druckleitungen seit diesem Jahr wohl vollständig aus Gusseisen. Der Umkehrschluss, dass deren verrotteten Vorgänger ausschließlich in Holz ausgeführt waren, erscheint in physikalischer wie auch technischer Hinsicht jedoch zweifelhaft. In physikalischer Hinsicht galten auch für die vormoderne Wasserleitung dieselben Anforderungen an das Röhrenmaterial wie für die neue. Man brauchte stabile Rohre und Verbindungen, die dem hohen Wasserdruck im Talabschnitt (ca. 3 bar) dauerhaft standhalten konnten, wofür Holzpfefen nur bedingt geeignet waren.⁶² Ebenso

⁶¹ Vgl. NOLTE, Vom Adels dorf, S. 116.

⁶² Am Beispiel Weilburgs/Lahn kann Mathias DÖRING archäologisch wie experimentell nachweisen, dass sich Holzrohre nur unter gewissen Voraussetzungen als Druckleitungen eigneten. Neben der richtigen Holzart, gut geeignet seien harzreiche Fichten oder Lärchenstämme, weisen hölzerne Steigleitungen in der Regel eher kleine Innendurchmesser und hohe Wandungsstärken auf, in denen nur wenig Wasser transportiert werden konnte. Auch müsse das Röhrenholz gerade gewachsen und möglichst astrein sein, um ein vorzeitiges Reißen zu verhindern. DERS., Weilburg, S. 19f.

hielten technische Innovationen des 16. und 17. Jahrhunderts mit Blei- und Eisenröhren bereits Lösungen parat, um hölzerne Druckleitungen an sensiblen Punkten effektiv verstärken zu können.⁶³

Ein schönes Beispiel für diese technikgeschichtliche Renaissance bietet die Neuanlage eines Holz-Dükers, der in den Jahren 1605/06 zum Bergstädtchen Dringenberg verlegt wurde. Wohl, um sich von der kommunalen Wasserversorgung unabhängiger zu machen, für deren Sicherung die Bürgerschaft seit Jahrzehnten ihre eigene „Schöpfmühle“ im Tal der Öse unterhielt, genehmigte Fürstbischof Dietrich von Fürstenberg den Bau einer zweiten, autonomen Wasserleitung.⁶⁴ Diese sollte dazu dienen, die bischöfliche Sommerresidenz (296 m N. N.) mit frischem Quellwasser zu versorgen, das vom gegenüberliegenden „Steinberg“ (409 m N. N.) hergeleitet werden sollte (Abb. 12).



Abb. 12: Dringenberg: Mutmaßlicher Verlauf des Dükers „Steinberg-Schloss Dringenberg“, 17. Jahrhundert (M. Ströhmer)

Von der nicht näher zu bestimmenden „Steinberg-Quelle“, sie lag nach dem heutigen Quellhorizont am südöstlichen Hang vermutlich 30-40 m unterhalb des Gipfels (380-370 m N. N.), überbrückte die Leitung den Öse-Bach nordwestlich der städtischen

63 Die Erfindung neuer Steck- und Schraubverbindungen, die Gussrohre im Verlauf des 17. Jahrhunderts fester miteinander verbanden, trugen vermutlich zum Wechsel auf Eisenrohre in der frühneuzeitlichen Wasserversorgung mit bei. Vgl. DÖRING, Weilburg, S. 22.

64 Vgl. erste Bittschrift des Dringenberger Rates an Fürstbischof Dietrich v. Fürstenberg, 05. Okt. 1605, LA Münster, Fürstbistum Pb, Kanzlei Nr. 345, fol. 1r–3r.

Pumpstation („Schöpfmühle“), die im Talgrund stand. Dabei überbrückte der Dükler bei einer Höhendifferenz von rund 70 m eine Gesamtstrecke von schätzungsweise 2.500 m.

Bei dem mit dem Bau beauftragten Beamten, Rentmeister Hermann Heistermann, handelte es sich wohl um einen unerfahrenen Wasserbaumeister, der offenbar nach dem Prinzip „try and error“ ans Werk ging. Um die Arbeits- und Materialkosten zu senken, beabsichtigte Heistermann zunächst, die gesamte Leitungstrecke in Holzröhren auszuführen. Wie ein späteres Bittgesuch des Dringenberger Rates an den Landesherrn zeigt, scheiterte diese Holzvariante jedoch immer wieder an technischen Problemen. Der Stadtsekretär skizziert den Bauverlauf wie folgt:

„Worauff whir das werckh Im nahmen Gottes angefangen, die pfeiffenn nicht alleine auf E.F.G. sondern auch vnseren eigenen geringen geholtzenn gefhurtt, die grabenn gemachtt, die Röhren dabey geschafft vnnd folgentz dieselbe legen vnnd Rhammen helfen, [...] wie aber ahnn dem ortt die pfeiffen daß eingefallene waßer nitt ertragenn können, sonderen zerrißen vnnd zerbrochen, vnnd offerthalenn andere Rören hineingelegt [werden mussten].“⁶⁵

Nicht allein, dass der ursprünglich geplante Verlauf der Leitungsgräben mehrfach korrigiert werden musste, wozu der Rentmeister die unwillige Bürgerschaft des Städtchens und der Nachbargemeinden Kühlsen und Altenheerse verpflichtet hatte. Ebenso machten die undichten Holzrohre Schwierigkeiten. So gelang es den Bürgern nach mühsamer Arbeit zunächst, ein wenig Wasser über das Öse-Tal auf den Vorplatz des Schlosses zu leiten. Doch schon nach kurzer Zeit leckte die Holzleitung, weil die Holzpfeifen „vnnten in der grundt, die last deß Waßers nicht zu halten vermochte[n]“⁶⁶. Zwangsläufig entschloss man sich, die teurere Variante anzugehen, um im Tal den notwendigen Leitungsdruck (ca. 7 bar) herzustellen. Die Kommune fährt fort: „darumb [wurden] vorerst eiserne [und] nachgehends auch Bleyeren Canalen darzwischen“, d. h. zwischen die undichten Holzrohre, gelegt.⁶⁷

Vergleicht man angesichts der Topographie die technischen Herausforderungen, welche sich in den trockenen Bergorten Dringenberg und Fürstenberg ganz ähnlich stellten, so dürfen wir zurecht vermuten, dass auch in den beiden Fürstenberger Dükern bereits vor dem Jahr 1820 Metallrohre verbaut waren – auch wenn es hierfür keine schriftlichen oder sachlichen Zeugnisse mehr gibt.

65 Zweite Bittschrift des Dringenberger Rates, 28. Jul. 1606, LA Münster, Fürstbistum Pb, Kanzlei Nr. 345, fol. 4r–5r, Zitat: 4r.

66 Ebd., fol. 4r–4v.

67 Interessanterweise gehörte Bischof Dietrichs Rentmeister Hermann Heistermann zusammen mit Johannes Ludwig zu jenen privaten Initiatoren, die im Jahr 1607 – also im Folgejahr des Dringenberger Leitungsbau – den mittelalterlichen Eisenbergbau am Rehberg in Altenbeken revitalisierten. Zusammen mit den Gebrüdern Dietrich und Wilhelm Ludwig finanzierte der Landesbeamte im Jahr 1610 die dortige Eisenschmelzhütte. Vier Jahre später, am 4. Dezember 1614, folgte die fürstbischöfliche Konzessionierung der Gewerke für die Errichtung eines neuen Hammerwerkes („Unterer Hammer“), das außerhalb des Ortes an der Beke errichtet wurde. Vgl. NEUHEUSER, Heinrich: Geschichte der Gemeinde Altenbeken, Paderborn 1961, S. 114.

c) GEFÄLLELEITUNGEN: „PFEIFFEN“ UND „CANALEN“

Um den großen Bedarf an Holzpfeifen befriedigen zu können, unterhielten im 17. und 18. Jahrhundert mehrere Paderborner Land- und Stadtgemeinden ihre eigene, durch Wasserkraft angetriebene „Bohrmühle“. Bedenkt man, dass auf dem Sintfeld Hunderte von Leitungsrohren aus heimischem Stammholz gefertigt werden mussten, so machte der Bau von mechanisierten Bohranlagen durchaus Sinn.⁶⁸ Im unmittelbaren Umfeld Fürstenbergs finden sich mit Wünnenberg und Büren zwei Standorte, an denen schon früh Holzleitungen gebohrt worden sind.⁶⁹ Nach dem Wasservertrag von 1788 unterhielt die Kommune Fürstenberg bis dato selbst eine „Bohrmühle“, welche die Gemeinde samt „allem Zubehör“ der Gutsherrschaft in jenem Jahr überschrieb. Ein noch heute sichtbares Zeugnis vormoderner Mechanisierung bietet die kleine Bohrmühle am Mühlenkanal in Büren (Abb. 13). Mitte des 18. Jahrhunderts wurde die Wasserkraftmaschine, deren Vorläufer auf das frühe 17. Jahrhundert datiert wird, von der Afte an die Alme verlegt.⁷⁰

Das Rohmaterial der Holzrohre bestand in der Regel aus heimischen Forstbeständen, vor allem Buchen- und Erlenholz. Jung geschlagene Buchenstämme, die gerade gewachsen waren, eigneten sich nach Auskunft des Wünnenberger Holzförsters Meinolph Knaup besonders gut zum Leitungsbau.⁷¹ In der regionalen Forstwirtschaft des frühen 18. Jahrhunderts sollten junge Buchenbestände, aber auch die im Boden haltbarere Erle, als künftiges Röhrenholz entlang der Flüsse und Bäche gehegt werden.⁷² Weil Buchenholz bei ungünstigen



Abb. 13: Büren: Ehemalige Bohrmühle gegenüber der Mittelmühle an der Alme, Februar 2014 (Foto M. Ströhmer)

68 Der Wünnenberger Wassermeister Jost Witten gab für das Jahr 1705 an, dass sein Leitungsnetz aus insgesamt 1.500 bis 1.600 Holzpfeifen zusammengesetzt sei. Vgl. Forstbericht des Amtsdrosten Ernst Konstantin von der Asseburg, 4. Mai 1705, Abschrift im StadtA Wü, A 776, S. 45 (Original LA Münster, Fürstentum Paderborn, Hofkammer X, Nr. 203).

69 Belegt sind mechanische Bohrwerke für die Gemeinden Fürstenberg, Wünnenberg und Büren. Vgl. NOLTE, Vom Adelsdorf, S. 117; KRUS, Horst-Dieter: Das vielfältige Wünnenberger Gewerwesen in Vergangenheit und Gegenwart, in: Heimatbuch Wünnenberg, S. 429–475, hier S. 435.

70 Vgl. MELZER, Historische Formen, S. 57.

71 Vgl. Forstbericht des Amtsdrosten Ernst Konstantin von der Asseburg, 4. Mai 1705: „[...] junge Buchenstämme, die nach dem Bericht des Holzförsters zu den Wünnenbergischen Wasserpfeifen in einem Bezirk abgehauen“ seien. Abschrift im StadtA Wü, A 776, S. 44 (Original LA Münster, Fürstentum Paderborn, Hofkammer X, Nr. 203).

72 Vgl. Forstbericht Oberforstmeister Wilhelm Heinrich von Geismar zu Riepen, Juli 1720: „Die Stadt Wünnenberg beanspruchte Buchenheistere zu Leitungsröhren. Da Erlenholz dauerhafter im Boden ist, sollen die Erlen an der Aa geschont werden für diesen Zweck.“ Abschrift F. Scholand, StadtA Wü, W 114, Nr. 4.



Abb. 14: Paderborn: Frühneuzeitliche „Pipe“ aus Eichenholz, Stadtmuseum im „Adam-und-Eva-Haus“ Juni 2014 (Foto M. Ströhmer)

Bodenverhältnissen schnell verfaulte, betrug die durchschnittliche Verweildauer der Wünnenberger Pfeifen lediglich vier bis sechs Jahre.⁷³ Aus dem Paderborner Altstadtgebiet sind hingegen konisch zulaufende Holzrohre aus härterem Eichenholz überliefert, die zwar schwerer zu bearbeiten, aber mit mindestens zehn Jahren auch haltbarer waren (Abb. 14).⁷⁴

Durch die kurze Haltbarkeit der Buchenholzrohre, die zudem selten tiefer als einen halben Meter in die Erde gelegt wurden, mussten Leitungsstücke permanent ausgetauscht werden. So schätzte der Wünnenberger Wassermeister Jost Witte im Jahr 1705, dass er jährlich Stammholz für 12 bis 24 Rohre von 10 Fuß Länge (ca. 3 m) aus dem Stadtwald zur Bohrmühle fahren müsse.⁷⁵ Nicht zuletzt aufgrund der kostenintensiven Wartung des hölzernen Systems trennte sich Fürstenberg im Jahr 1788 für gut ein Jahrhundert von seiner einst eigenständigen Wasserversorgung.

Mit der Übertragung von der kommunalen in die gutherrliche Verwaltung wechselte man auch das vergängliche Röhrenmaterial sukzessive aus. So ersetzte man im Jahr 1820

Teile der hölzernen Gefällestrecke am Antenberg durch einen „verdeckten Kanale“.⁷⁶ Er bestand aus Halbschalen aus Ton, deren Oberseiten vor dem Zuschütten mit gebrannten

Hohlziegeln abgedeckt wurden (Abb. 15a/b). Bis zur Stilllegung der Leitung wurde die Schalenkonstruktion in den nächsten 70 Jahren sukzessive durch glasierte Tonrohre ersetzt. Deren Fragmente treten heute noch auf der Waldtrasse am Antenberg zu Tage.

Zu den Erneuerungen des 19. Jahrhunderts gehörte auch der nun häufigere Einbau von Eisenrohren. Einige dieser gut einen Meter langen Gussrohre waren an ihrer Oberseite mit

73 Vgl. Aussage des Wünnenberger Wassermeisters Jost Witten im Forstbericht des Drostens Asseburg, 4. Mai 1705: „[...] eine Pfeife ad 10 Fuß [ca. 3 m], deren eine wohl 4, 5 bis 6 Jahre hinlegen könnte, [...]“ Abschrift StadtA Wü, A 776, S. 44.

74 Je nach Bodenfeuchtigkeit und Luftzutritt veranschlagt DÖRING die Lebensdauer von Holzrohren auf mindestens 10 Jahre. Würden die Stämme in Tonummantelungen verlegt, so konnten diese „hundert Jahre und mehr“ überdauern. DERS., Weilburg, S. 20.

75 Ebd., S. 45.

76 Vgl. Sanitätsgutachten des Fürstenberger Arztes Dr. Lüttig, 11. Aug. 1894: „[...] von hier aus fließt das Wasser ohne Druck mit etwas Gefälle entweder in Holzröhren oder in einem verdeckten Kanale zu einem dritten mit holzernen Deckel geschlossenen Behälter.“ StadtA Wü, A 723, unfol.

rechteckigen Revisionskästen versehen, die durch Holzspunde verschlossen werden konnten (Abb. 16).⁷⁷ Diese Öffnungen dienten der Reinigung und Entlüftung der gesamten Gefällestrecke und waren üblicherweise alle 10-15 m zwischen die Ton- und Holzrohre gelegt worden.

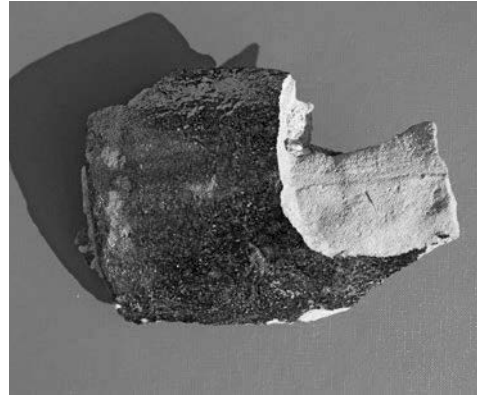
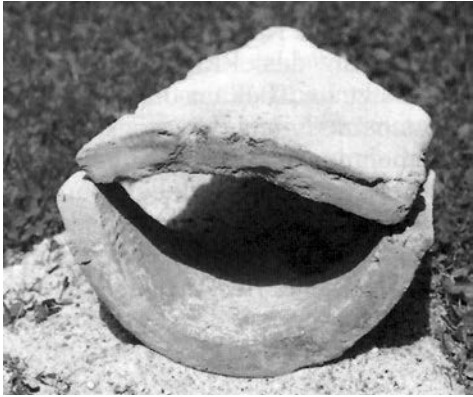


Abb. 15a/b: Fürstenberg: Fragmente der tönernen Leitungsabschnitte auf dem „Antenberg“, vermutlich 19. Jahrhundert (aus: B. NOLTE 1996, S. 116; Foto M. Ströhmer, April 2018)

Abb. 16: Fürstenberg: Gusseisernes Leitungsrohr mit Revisionskasten im Streckenabschnitt Antenberg, 19. Jahrhundert (Foto B. NOLTE, April 2018)



⁷⁷ Vgl. Gutachten des Paderborner Baurates Biermann, 1. Dez. 1894: „[...] Diese Leitung liegt durchschnittlich nur 0,25 m unter der Erdoberfläche; auf ca. 10–15 m Entfernung haben die Rohre in ihrer oberen Wandung Löcher, welche durch Holzspunde geschlossen sind.“ StadtA Wü, A 723, unfol.

6. Schluss: Bedarfe und Effizienz

Trotz ihrer technischen Anfälligkeit bestand die frühneuzeitliche Fernleitung bis zum Bau der Zentralwasserleitung von 1895 über mehr als drei Jahrhunderte lang. Sie versorgte mit ihren öffentlich zugänglichen Kümpe[n] eine tendenziell wachsende Anzahl von Haushalten, deren Wohn- und Arbeitsstätten sich vor allem im halbariden Oberdorf ausbreiten konnten. Ohne die dörfliche Fernleitung wäre ein demographisches Wachstum, das die Bevölkerung zwischen den Jahren 1550 (ca. 1.000 Einwohner) und 1870 (ca. 1.600 Einwohner) um rund 60 % ansteigen ließ, kaum erfolgt.⁷⁸ Darüber hinaus verweist der seit der Mitte des Jahrhunderts einsetzende Bevölkerungsrückgang, ausgelöst durch Abwanderungen von Fürstenbergern in das nahe Ruhrgebiet und ferne Amerika,⁷⁹ dass der Bau der Zentralwasserleitung (1895) weniger dem Bevölkerungswachstum geschuldet war. Vielmehr spiegeln sich in dem gestiegenen Pro-Kopf-Verbrauch die gewandelten Ansprüche der Einwohner hinsichtlich Hygiene und Gesundheit wider. Auch der allgemeine Wunsch, die Trinkwasserqualität zu erhöhen und sich die saubere Quelle bequem in das Haus leiten zu lassen, dürfte den Neubau einer geschlossenen Druckrohrleitung motiviert haben.⁸⁰ Vor deren Realisierung ließ die Gemeinde von Fachleuten den aktuellen Wasserbedarf im Oberdorf ermitteln. Diese Zahlen aus dem Jahr 1890 liefern interessante Richtwerte, die zumindest im Ansatz auf die Frühe Neuzeit übertragen werden können.

Gehen wir zunächst chronologisch vor. In der Literatur schwanken die Schätzwerte zum täglichen Wasserverbrauch einer Kommune in den letzten zwei Jahrtausenden erheblich: Unübertroffen ist die Leistungsbilanz der römischen Antike bei der vorindustriellen Trinkwasserversorgung. Im halbariden Klima der Reichshauptstadt am Mittelmeer rechnete man in Rom mit einem durchschnittlichen Wasserbedarf von 500-1000 l/Tag und Einwohner⁸¹ – bei einer Stadtbevölkerung von ca. einer Million Menschen!⁸² Zum Vergleich: Ende des

78 Der frühneuzeitliche Bevölkerungsbesatz für das Ober- und Unterdorf wird zwischen 1600 und 1800 auf 1.300 (1672) bis 1.400 Einwohner (1803) geschätzt. Horst-Dieter KRUS legt für die weiteren demographische Entwicklung des 19. Jahrhunderts folgende Zahlen zugrunde: (1818): 1.417 Personen; (1867): 1.617; (1871): 1.605; (1895): 1.405. DERS., Verwaltung und Rechtspflege im Raum Wünnenberg in Grundzügen und Beispielen, in: Heimatbuch Wünnenberg, S. 67–148, hier S. 80.

79 Vgl. NOLTE, Vom Adelsdorf, S. 107f.

80 Zu den Schwachstellen der alten Fernleitung zählte nach Ansicht des Bochumer Ingenieurs Heinrich Scheve, der im Dez. 1890 sein Angebot für den Neubau vorlegte, vor allem die mangelhafte Quellfassung. Die Brunnenstube „bildet nicht nur einen Schlupfwinkel für jegliches Ungeziefer, sondern läßt auch jede Inficirung durch modernes Laub und sonstigen Unrat zu, [...]“. StadtA Wü, A 723, unfol. Aus dem Sanitätsgutachten von Dr. Lüttig geht hervor, dass Verunreinigungen nicht nur im offenen Leitungssystem selbst, sondern auch direkt an dörflichen Entnahmestellen auftraten: „Wenn man sich, mit welchen Gefäßen aus dem Kümpe[n] geschöpft wird, was hineingeworfen wird, was in demselben öfter schwimmt, welch ekelhafter Schlamm und Schmutz in Menge alljährlich aus denselben herausgeschafft wird, so muß man dieses Kumpwasser für den menschlichen Gebrauch als ungeeignet bezeichnen.“ 11. Aug. 1894, StadtA Wü, A 723, unfol.

81 Vgl. DÖRING, Weilburg, S. 16.

82 Schätzungen für das 3. und 4. Jhd. n. Chr., vgl. LIBERATI, Anna Maria/ BOURBON, Fabio: Rom. Weltreich und Antike, Erlangen 1999, S. 62. Die Gesamtkapazität der neun antiken Fernleitungen, die bis ins Stadtzentrum Distanzen zwischen 16 („Aqua Appia“) und 91 Kilometern („Aqua Marcia“) überbrückten, wird unter Kaiser Trajan bei einer Einwohnerzahl von ca. 1 Mio. auf 992.200 cbm/ Tag beziffert. Damit standen statistisch gesehen jedem Römer rund 1.000 l Wasser zur Verfügung. Zum Vergleich: Im Jahr 1968 betrug der amtliche Tagesverbrauch nur 475 l/Kopf. Vgl. COARELLI, Filippo: Rom – Ein archäologischer Führer, Freiburg/ Basel/ Wien ⁴1989, S. 33–36, hier S. 36.

20. Jahrhunderts (1993) lag der Tagesbedarf an Trinkwasser in der Bundesrepublik Deutschland offiziell bei ca. 140 l/Tag.⁸³ Von einem historischen Minimalbedarf ist hingegen in den humiden Regionen des Frühmittelalters auszugehen: Nördlich der Alpen lag er bei geschätzten 10-20 l/Tag.⁸⁴ Dieser nur leicht erhöhte Maximalwert dürfte auch jenseits des hochmittelalterlichen Klimaoptimums (ca. 1000 bis 1300 n. Chr.) für die ersten Jahrhunderte der Kleinen Eiszeit (ca. 1300-1900) gegolten haben. So rechnete an deren Ausgang im Jahr 1890 Ingenieur Scheven für Fürstenberg mit einem Pro-Kopf-Bedarf von 40 l/Tag.⁸⁵ Umgerechnet auf den ermittelten Gesamtbedarf des Oberdorfes, der für 200 Hausstätten mit 1.200 Bewohnern bei 127,5 cbm lag, ergab sich ein Trinkwasseranteil von lediglich 38 % (48 cbm), der den Menschen zustand. Das Gros von rund 62 % (80 cbm) verteilte sich hingegen auf die Viehstallhaltung. Hier waren nach Schevens Zählung binnen 24 Stunden 200 Pferde (50 l/Tag), 510 Rinder (50 l/ Tag) und 4.400 Stück Kleinvieh (10 l/ Tag) zu tränken. Auch wenn der dörfliche Viehbestand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts tendenziell zugenommen habe dürfte; das Grundproblem der frühneuzeitlichen Wasserversorgung in höher gelegenen Siedlungsarealen blieb virulent, da die wachsende Viehhaltung ihren Tribut forderte. Es war folglich nicht allein der Mensch, der unter den wiederkehrenden Defekten an der Fernleitung litt, sondern besonders die Nutztiere, welche mit ihm häufig noch immer unter einem Dach lebten.

Abschließend noch ein Wort zur Leistungsbilanz der frühneuzeitlichen Dorfleitung. Diese ergibt sich primär aus dem Transportvolumen, welches das Röhrennetz von der Quelle in die öffentlichen Entnahmestellen bewältigen konnte. Orientiert man sich erneut an Schevens Berechnungen für das Jahr 1890, so nahm die Leitung an ihrem Ausgangspunkt auf der „Kuhweide“ rund 237,6 cbm am Tag auf. Theoretisch war mit dieser Menge der Wasserbedarf für das Ober- und Unterdorf von 170 cbm mehr als gedeckt.⁸⁶ Da nach Aussage des Bochumer Ingenieurs die Leitung im Erhebungsjahr jedoch „defekt“ war, erreichten lediglich 82,48 cbm Quellwasser den „Schlammschacht im Orte [= B 4?], von dem aus Leitungen zu den Kümphen sich abzweigen“. Damit hätte die Fernleitung nur rund ein Drittel des von der Natur angebotenen Quellwassers befördert. Drei Jahre später maßen die Sachverständigen Biermann und Roy nach. Für das Jahr 1893 konstatierten sie einen deutlich geringeren Wasserverlust: In der Dorfchronik ist zu lesen, dass lediglich etwas mehr als „1/3 dieses Wassers in der Leitung verloren ging“⁸⁷ – womit der Grundbedarf des Oberdorfes gedeckt gewesen wäre. Wie dem auch sei, man kann wohl davon ausgehen,

83 Der Anteil an reinem Trinkwasser für das Kochen und den unmittelbaren Verzehr blieb mit geschätzten 7 Litern historisch gesehen relativ konstant. Die Erhöhung des Tagesbedarfs, der zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert von 40 auf 140 Liter sprunghaft anstieg, resultierte vor allem aus den gewachsenen Bedürfnissen des Menschen nach mehr Hygiene und Gesundheitsvorsorge: Für das Duschen und Baden (48 l), Geschirrspülen (14 l), Wäschewaschen im Haus (34,5 l) sowie Toilettenspülung (34,5 l). Vgl. HANTKE, Birte: Umwelt, Mensch und Technik auf dem Planeten Erde (Wissen vertiefen - Deutsches Museum München), München 1993, Abb. 12, S. 26.

84 Vgl. DÖRING, Weilburg, S. 17.

85 Scheven richtete sich hierbei nach den jüngsten Statistiken, die von Wiesbadener Wasserspezialisten im Jahr 1889 publiziert worden sind. Vgl. „Genereller Kosten-Anschlag“, 15. Dez. 1890, StadtA Wü, A 723, unfol.

86 Vgl. „Genereller Kosten-Anschlag“, 15. Dez. 1890, StadtA Wü, A 723, unfol.

87 Zit. n. NOLTE, Chronik, S. 150.

dass die intakte Fernleitung ihre Aufgaben leidlich erfüllte und den zeitgenössischen Grundbedarf abdecken konnte.

Über Fürstenberg hinaus bietet der alpine Salzbergbau ein letztes Beispiel für die erstaunliche Leistungsfähigkeit vormoderner Leitungstechnik. Im Jahre 1617/18, als im westfälischen Büren die neue Bohrmühle zur Anfertigung von Holzleitungen arbeitete, ließ der fürstliche Hofbaumeister Hans Reiffenstuel im Herzogtum Bayern eine neue Soleleitung von (Bad) Reichenhall nach Traunstein verlegen.⁸⁸ Sie verband das abgeholzte Abbaugebiet am nördlichen Hang des Hochgebirges mit der waldreichen Saline im Alpenvorland.

Diese simple Holzleitung, derer man im Jahr 1969 eigens mit einer Sonderbriefmarke der Deutschen Bundespost gedachte (Abb. 17), überwand eine Gesamtstrecke von 31 Kilometern.



Abb. 17: Bad Reichenhall/ Traunstein: Sonderbriefmarke zum 350-jährigen Jubiläum der Soleleitung 1619-1969, Bundesrepublik Deutschland 1969 (aus: J. SCHNAPPAUF 1979, S. 91) BRD 1969

Über insgesamt sieben aufeinanderfolgende Druckstufen bezwang die Soleleitung einen Höhenunterschied von insgesamt 260 m. Allein für die hölzernen Gefällestrecken wurden 9.000 Rohre aus Tannenholz verbaut. Ähnlich wie in Paderborn, schaltete man in die Leitungsstrecke wasserradgetriebene Kolbenpumpwerke („Wasserkünste“) ein.

Die überschlächtig genutzte Wasserkraft trieb die Sole über bronzene Pumpenstiefel in das höhergelegene Brunnenhaus, wobei die kurzen Steigleitungen aus Bleirohren bestanden.⁸⁹ Der Streckenrekord des frühen 17. Jahrhunderts wurde erst im Jahr 1817 am selben

⁸⁸ Vgl. SCHNAPPAUF, Johann: Holzrohr-Wasserleitungen, in: Freundeskreis Freilichtmuseum Südbayern e.V., Freundeskreis-Blätter 9 (1979), Weilheim 1979, S. 79–92, hier S. 89–91. EMONS, Hans-Heinz: Alte Salinen in Mitteleuropa. Zur Geschichte der Siedesalzerzeugung vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Leipzig 1988, S. 210–213.

⁸⁹ Vgl. EMONS, Alte Salinen, S. 212.

Ort gebrochen: Die neue Soleleitung von Berchtesgaden nach Reichenhall, ebenfalls eine Kombination aus Gefälleleitung mit Pumpstationen, überwand dank der v. Reichenbach'schen „Wassersäulenmaschine“ in Ilsank beachtliche 359 Höhenmeter. Allerdings führte man nun, wie 1820 in Fürstenberg, auch die Gefälleleitungen vermehrt in gusseisernen Rohren aus.⁹⁰

Im Vergleich hierzu nimmt sich die rund zwei Kilometer kurze Trinkwasserleitung der Fürstenberger, deren beiden Düker lediglich 30 Höhenmeter zu meistern hatten, recht bescheiden aus. Dennoch: Das natürliche Wirkungsprinzip beider Anlagen war dasselbe. Unter geschickter Ausnutzung natürlicher Gravitationskräfte gelang es bereits dem Menschen in der Vormoderne, Wasser zur Weiterentwicklung von Dorf und Stadt über größere Entfernungen bereitzustellen. Die Fürstenberger Urleitung steht somit als technisches Denkmal einer einst weitverbreiteten Ingenieurskunst in Süd- und Mitteleuropa – auch wenn dieses Erbe aus der Vormoderne im öffentlichen Bewusstsein längst verblichen ist.

90 Vgl. SCHNAPAUFF, Holzrohr-Wasserleitungen, S. 90.

Exponate und Ausstellungen in den Augen ihrer Besucher.

Vier Beobachtungen aus der Stadtschreiberei Paderborn

von Paul Duschner

1. Einleitung

Geschichtlich interessierten Menschen steht ein breites Spektrum an mehr oder weniger seriösen Informationsquellen zur Verfügung: Bücher, Zeitschriften, Zeitungen, Dokumentarfilme und Internetseiten. Doch nur das öffentliche Museum bietet jedem die Möglichkeit, die beweglichen materiellen Hinterlassenschaften der Vergangenheit persönlich in Augenschein zu nehmen. Das Museum kann daher durch kein anderes Medium und keine andere Institution ersetzt werden. Seine Bedeutung lässt sich auch mit Zahlen belegen: Vom *Institut für Museumsforschung* wurden in Deutschland für das Jahr 2016 fast 112 Millionen Museumsbesuche gemessen.¹

Die Stadt Paderborn zeichnet sich durch eine besondere Vielfalt an kulturgeschichtlichen Museen aus. Im letzten Jahr haben zwei neue Häuser ihre Pforten geöffnet: das *Stadtmuseum* am Abdinghof (als Nachfolger des „Adam-und-Eva-Hauses“) und das neukonzeptionierte *Residenzmuseum* im Schloss Neuhaus.² Es ist seither wieder möglich, Objekten aus allen Epochen der örtlichen Geschichte in Museumsausstellungen zu begegnen und diese Begegnungen zum Ausgangspunkt für eigene Reflexionen über die Vergangenheit und Identität der Stadt zu machen.

Zu ermitteln, wie dieses Angebot angenommen wird, war der Zweck des diesjährigen Stadtschreiber-Projekts. Dafür wurden zwischen April und Juli 2018 fünf Umfragen durchgeführt, an denen sich rund 400 Personen beteiligt haben. Im Rahmen einer allgemeinen Umfrage wurden Passanten in der Paderborner Innenstadt zu ihren Museumsgewohnheiten und -erwartungen befragt. Hinzu kamen vier Exit-Umfragen: im *Stadtmuseum*, im *Museum in der Kaiserpfalz*, im *Residenzmuseum* in Schloss Neuhaus und im *Heinz Nixdorf Museums-Forum* (HNF). In den Dauerausstellungen dieser Häuser werden verschiedene Epochen und Aspekte der Stadtgeschichte behandelt oder berührt und mit unterschiedlichen Themen und Fragestellungen verknüpft. Hauptziel der Umfragen war es zu ermitteln, mit welchen Interessen und Wünschen die Besucher in diese Museen kommen und wie die Ausstellungen und Objekte von ihnen wahrgenommen werden.

1 INSTITUT FÜR MUSEUMSFORSCHUNG: Statistische Gesamterhebung an den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2016, Berlin 2017, S. 3. Siehe aber auch die kritische Diskussion derartiger Statistiken durch TYRADELLIS, Daniel: Müde Museen, Oder: Wie Ausstellungen unser Denken verändern könnten, Hamburg 2014, S. 26–35.

2 Zur jüngsten Neugestaltung der Paderborner Museumslandschaft siehe NEUWÖHNER, Andreas: Das Stadtmuseum Paderborn – Reflexionsort der Stadtgesellschaft. In: Landschaftsverband Westfalen-Lippe (LWL), LWL-Museumsamt für Westfalen (Hg.): Stadtmuseen: Konzepte – Perspektiven – Erfahrungen, Münster 2016, S. 102–109.

ALLGEMEINE BEMERKUNGEN ÜBER EXPONATE, KURATOREN UND BESUCHER

Die Graburnen, Gewehre, Fahrräder und Mobiltelefone in den Vitrinen der Paderborner Museen haben einen wichtigen Teil ihrer Geschichte schon hinter sich: die Zeit ihrer Nutzung für die Bestattung, Jagd, Mobilität und Kommunikation. Die Aufgaben, für die sie einst hergestellt wurden, müssen sie heute nicht mehr erfüllen, entweder weil sie vom technischen Fortschritt überholt wurden oder weil sich die kulturellen Bedürfnisse der Menschen verändert haben. So manches Exponat wird vor dem Einzug ins Museum sogar als Müll gegolten haben, wie die ausgestellten Scherben und Tierknochen im *Museum in der Kaiserpfalz*, der Rest vom Fest von den Tafeln der fränkischen Oberschicht.

Was sie heute zu bewahrungs- und ausstellungswürdigen Objekten macht, ist nicht die Möglichkeit einer Wiederverwendung im einstigen Sinne oder die des Verkaufs. Beides wird durch den Einzug ins öffentliche Museum sogar explizit ausgeschlossen.³ Es ist vielmehr ihre Herkunft aus früheren Zeiten und die sich daraus ergebende Möglichkeit, die Objekte als Sachquellen⁴ und Erinnerungsträger⁵ zu nutzen. „Ohne Ausnahme“, so Krzysztof Pomian, „spielen sie alle die Rolle von Vermittlern zwischen den Betrachtern und einer unsichtbaren Welt, von der Mythen, Erzählungen und Geschichten sprechen.“⁶ Sind diese von Bedeutung für das aktuelle Selbstverständnis, können die Zeichen der Vergangenheit schnell eine hohe symbolische Bedeutung gewinnen.⁷ Ein Paderborner Beispiel bietet der im *Diözesanmuseum* ausgestellte Libori-Schrein, bei dem es sich allerdings nicht um ein typisches Museumsobjekt handelt, da er weiterhin seine religiöse Funktion erfüllt. Aus diesen Gründen bewahren Museen nicht nur die Objekte selbst auf, sondern auch das Wissen über ihre Herkunft und Geschichte.⁸ Manches Exponat würde ohne diese Informationen schnell bedeutungslos: Zwar könnten wir den Schrein auch ohne Kenntnis des Heiligen noch als Kunstwerk bewundern. Doch würden wir den zuvor erwähnten Tierknochen noch dieselbe Aufmerksamkeit schenken, wenn wir nicht um ihre Verbindung zu Karl dem Großen wüssten?

3 Zum Übergang vom Gebrauchsgegenstand zum Museumsstück siehe z. B. POMIAN, Krzysztof: Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln, 4. Aufl. Berlin 2013, S. 13–19 oder TAUSCHER, Markus: Kulturerbe. Eine Einführung, Berlin 2013, S. 56–58.

4 Zu Objekten als Sachquellen siehe HOFFMANN, Detlef: Zeitgeschichte aus Spuren ermitteln. Ein Plädoyer für ein Denken vom Objekt aus. In: Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History 4 (2007), S. 200–210 sowie den reich bebilderten Band von ULRICH, Laurel Thatcher u. a.: Tangible Things. Making History through Objects, Oxford 2015. Eine Besprechung der gesteigerten Bedeutung von Sachquellen für die Geschichtswissenschaften seit den 1980er Jahren (Stichwort „material turn“) bietet SAMIDA, Stefanie: Materielle Kultur – Und dann? Kulturwissenschaftliche Anmerkungen zu einem aktuellen Trend in der Zeitgeschichtsforschung. In: Zeithistorische Forschungen / Studies in Contemporary History 13 (2016), S. 506–514. Zur Bedeutung von Betrachtung und „Kennerschaft“ als Voraussetzung für die erfolgreiche Nutzung von Objekten als Sachquellen siehe NEER, Richard: Connoisseurship and the Stakes of Style. In: Critical Inquiry 32.1 (2005), S. 1–26. Der Ort, an dem sich jedermann eine solche Kennerschaft aneignen kann, ist das öffentliche Museum.

5 HAHN, Hans Peter: Materielle Kultur. Eine Einführung. 2. überarb. Aufl. 2014, S. 37–40, sowie ausführlich: KAVANAGH, Gaynor: Dream Spaces. Memory and the Museum, London/ New York 2000.

6 POMIAN: Der Ursprung des Museums, S. 45.

7 Dazu am Beispiel einer bei der Schlacht von Waterloo getragenen Offiziersjacke im Londoner National Army Museum: PEARCE, Susan M.: Objects as meaning; or narrating the past. In: DIESS. (Hg.): Objects of Knowledge, London 1990, S. 125–140.

8 HAHN: Materielle Kultur, S. 21–25.

Im Museum erhält der Besucher nicht nur die Möglichkeit zur Betrachtung materieller Hinterlassenschaften, sondern auch ein Angebot für ihre geschichtliche Einordnung und Interpretation. Durch die vom Kurator gewählte Inszenierung und Kommentierung werden bestimmte Episoden der Objektbiographien und einzelne Bedeutungen in den Vordergrund gerückt. Dies lässt sich am Beispiel zweier Graburnen verdeutlichen, die eine ausgestellt im Paderborner *Stadtmuseum*, die andere im *Museum in der Kaiserpfalz*. Beide Tongefäße enthielten einst den Leichenbrand vorchristlicher Bewohner der Region, wurden Jahrtausende später ausgegraben und gelangten in den Besitz des örtlichen *Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens*, der sie den Museen als Dauerleihgaben zur Verfügung stellt.

Die Urne im *Museum in der Kaiserpfalz* wurde gemeinsam mit einem kleinen Beigefäß am linken Ende einer Vitrine zur frühen Siedlungsgeschichte Paderborns aufgestellt (Abb.1).



Abb. 1: Bronzezeitliche Graburne, Kaiserpfalz

Neben weiteren archäologischen Funden, Erläuterungstexten und einem Lageplan wird sie dem Betrachter als Belegstück dafür präsentiert, dass bereits in der Bronzezeit Menschen auf dem Stadtgebiet lebten, starben und feuerbestattet wurden. Die Verbindung des Objekts zur heimischen Erde wird durch seine Platzierung auf Bodenhöhe unterstrichen sowie durch die groben Steinbrocken, auf die man es gebettet hat. Könnten diese ferner andeuten, dass es sich damals um eine für die Menschen „unbequeme“ weil „harte Zeit“ gehandelt hat?⁹

9 Man stelle sich nur vor, die Ausstellungsmacher hätten sich anstelle der Steine für einen künstlichen Blumenrasen entschieden. Die Wirkung der Urne auf den Betrachter wäre sofort eine gänzlich andere.

Ganz anders begegnet uns die früheisenzeitliche Urne im *Stadtmuseum* (Abb. 2).



Abb 2: Eisenzeitliche Graburne

An der Seite weiterer Tongefäße wird sie dem Besucher als ein altes Stück aus der Studiensammlung des *Vereins für Geschichte und Altertumskunde Westfalens* vorgestellt. Auch die Art ihrer Inszenierung ist geeignet, unsere Aufmerksamkeit auf diese vergleichsweise späte Episode ihrer Geschichte zu lenken: Die Seite mit dem vergilbten Etikett, der wichtigsten Spur, die die Antiquare des 19. Jahrhunderts am Objekt hinterlassen haben, ist dem Betrachter direkt zugewandt. Nähere Informationen soll er einem beiliegenden „Sammlungsbuch“

entnehmen. Im Gegensatz zum *Museum in der Kaiserpfalz*, wo die Vitrine eine reine Schutzfunktion erfüllt, ist sie im *Stadtmuseum* ein wichtiger Teil der Inszenierung. Sie wurde bewusst so gestaltet, dass sie an die Ausstellung der Vereinssammlungen im Paderborner Rathaus um 1900 erinnert.¹⁰

Während die erste Urne demnach als Beleg für die frühe Besiedlung Paderborns ausgestellt wird und auf die Bestattungssitten der Bronzezeit verweisen soll, dient die zweite Urne als Zeichen für das aufkeimende Interesse an der eigenen Ur- und Frühgeschichte, die in der Sammeltätigkeit eines städtischen Vereins ihren Ausdruck gefunden hat. Statt auf prähistorische Praktiken soll dieses Stück vor allem auf ein modernes Phänomen verweisen. Die Präsentation beider Urnen ist aber nur ein Angebot von Seiten der Kuratoren.

Ob und wie der Besucher ein Museumsstück wahrnimmt, mit welchen Geschichtserzählungen er es verbindet und was es deshalb für ihn symbolisiert, das bestimmt er selbst. Hält der Betrachter die Bronzezeit beispielsweise für eine Epoche, in der das Leben frei nach Thomas Hobbes „böse, brutal und kurz“ gewesen sei, könnte ihm die Urne in der Kaiserpfalz zum Symbol für ein steiniges Leben und einen verfrühten Tod werden. Wird stattdessen an eine goldene Vorzeit geglaubt, in der „edle Wilde“ durch die westfälischen Wälder streiften, verwandelt sich dasselbe Objekt in ein Symbol für Naturverbundenheit und für jene Tugenden, die man bei seinen modernen Mitmenschen vielleicht vermisst. Von einem Archäologen würden beide Deutungen gleichermaßen belächelt. Bei den von Museums-

¹⁰ NEUWÖHNER: Das Stadtmuseum Paderborn, S. 106.



Abb. 3: Sammlungsgeschichtliche Inszenierung, Stadtmuseum

stücken geweckten Assoziationen muss es sich aber keinesfalls um Episoden aus der realen Vergangenheit handeln. Sie können auch den Gärten der eigenen oder kollektiven Phantasie entsprungen sein.¹¹ Geleitet wird der Betrachter in jedem Falle von seinen individuellen Kenntnissen, Interessen, Erfahrungen und Vorlieben, die mächtiger sein können als die vom Museum (Abb. 3) geschaffenen Wahrnehmungskontexte und Begleitinformationen.¹² Einige Aspekte dieses Phänomens sollen im Folgenden am Beispiel der vier untersuchten Paderborner Museen besprochen werden. Dabei geht es

zunächst um die Wahrnehmung einzelner Exponate und anschließend um die ganzer Ausstellungen.

2. Zwischen Stadt- und Weltgeschichte: das *Museum in der Kaiserpfalz*

Im Zuge der 1963 begonnenen Neugestaltung des Areals nördlich vom Dom entdeckten die Archäologen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe die Überreste zweier mittelalterlicher Herrschersitze: der Pfalz Karls des Großen aus dem 8. Jahrhundert und der Pfalz, die der Paderborner Bischof Meinwerk im frühen 11. Jahrhundert für den Ottonen Heinrich II. errichten ließ. Letztere wurde rekonstruiert und beherbergt seit 1978 das *Museum in der Kaiserpfalz*, in dem archäologische Funde aus dem Areal, der Stadt und der Region Westfalen ausgestellt werden. Thematische Schwerpunkte der Dauerausstellung sind die frühe Siedlungsgeschichte Paderborns und Westfalens, das Leben in der Pfalz Karls des Großen und die Bautätigkeit Bischof Meinwerks.

11 Die Kunsthistorikerin Erin Thompson postuliert sogar: „This use of cultural artefacts as a basis for imagining what one’s own life could or should be like – as a prompt for thinking about whether one is satisfied or fulfilled in life, as a means of dreaming, as a source of aesthetic pleasure unconnected from any idea of its original use – this is the way that most people treat cultural artefacts most of the time.“ THOMPSON, Erin: Which Public? Whose Interest? Rethinking Merryman’s ‘The Public Interest in Cultural Property’, in: *Art, Antiquity and Law*. 12.4 (2017), S. 305–314, hier S. 311.

12 Ausführlich zur Diskrepanz zwischen den Absichten des Kurators einerseits und den Besucherwahrnehmungen andererseits siehe JOHNSTONE, Christine: Your Granny Had One of Those! How Visitors use Museum Collections! In: ARNOLD, John/ DAVIES, Kate/ DITCHFIELD, Simon (Hg.): *History and Heritage: Consuming the Past in Contemporary Culture*, Donhead 1998, S. 67–78.

An der Exit-Umfrage haben sich 81 Besucher beteiligt. Von diesen bezeichneten sich 26 als „ansässig in Paderborn oder Umland“ und genau doppelt so viele als Touristen.

Die meisten haben nach eigenen Angaben „bis zu einer Stunde“ oder länger im Museum verbracht.¹³ Ziel der Umfrage war es zu ermitteln, mit welchen Interessen sie gekommen waren und wie die ausgestellten archäologischen Funde von ihnen wahrgenommen wurden: Hat man sie bevorzugt mit stadt- oder mit globalgeschichtlichen Erzählungen verknüpft, oder galten sie den Besuchern vor allem als zeitlose Kunstwerke?

GLOBALGESCHICHTLICH AUSGERICHTETE BESUCHERINTERESSEN

Der Fleck Erde zwischen Paderquellen und Dom gilt als ein besonders geschichtsträchtiger Ort. Hier ließ der nach Osten expandierende Frankenkönig Karl die Pfalz errichten, von der uns neben den im Museum ausgestellten Objekten nur die Grundmauern geblieben sind. Die befestigte Anlage diente als Stützpunkt in den Kriegen gegen die Sachsen und als Stätte der sogenannten Großen Reichsversammlung des Jahres 777. Wichtigstes Ereignis war aber zweifelsohne der Empfang des aus Rom vertriebenen Papstes Leo III. im Jahre 799. Als Gegenleistung für die in Paderborn vereinbarte Unterstützung gegen den römischen Stadtadel krönte der Papst den Frankenherrscher zu Weihnachten des folgenden Jahres in Rom zum Kaiser. Am Schauplatz eines so bedeutsamen Treffens zwischen einem Papst und einem König zu liegen, damit wirbt das heutige Museum. In einem kurzen Einführungsfilm auf seiner Internetseite ist von „ein[em] Ort“ die Rede, „an dem westfälische Geschichte geschrieben wurde, manche sagen sogar Weltgeschichte“, und von einem „ganz besonderen Platz in der Geschichte des Frühmittelalters.“¹⁴

Was den Besucher ins Museum lockt, kann daher eine stadt- bis hin zur globalgeschichtlichen Neugier sein.¹⁵ Um festzustellen, was überwiegt, wurden die Teilnehmer nach ihrer Neigung zu den folgenden Themenfeldern gefragt: „Archäologie, allgemein“ und „Mittelalterliche Geschichte“ als Ausdruck für ein globalgeschichtliches, „Stadtarchäologie Paderborns“ und „Paderborner Stadtgeschichte“ für ein lokalgeschichtliches Interesse. Anzugeben war eine Zahl zwischen 0 und 10, wobei erstere für „kein Interesse“ stand und letztere für „besonders leidenschaftliches Interesse“. Wie die errechneten Mittelwerte offenbaren, dominiert sowohl unter einheimischen Museumsgängern als auch unter Touristen das globalgeschichtliche Interesse. „Archäologie, allgemein“ und „Mittelalterliche Geschichte“ erhielten in der Regel höhere Werte als ihre ortsbezogenen Varianten, wobei unter Touristen der Abstand noch stärker ausgeprägt war.¹⁶ Ein ähnliches Bild ergibt sich bei der Frage nach den zwei wichtigsten historischen Persönlichkeiten, mit denen der Besucher im Museum bekannt gemacht wird: der globalgeschichtlichen Figur Karls des Großen und dem lokal-

13 21,3 % bis zu einer halben Stunde, 40 % bis zu einer Stunde, 18,8 % bis zu anderthalb Stunden, 16,3 % bis zu zwei Stunden und 3,8 % über zwei Stunden.

14 Siehe die Internetseite des Museums: <https://www.kaiserpfalz-paderborn.de>, eingesehen am 05.08.2018.

15 Zur Bedeutung Karls des Großen im lokalen Kontext siehe STAMBOLIS, Barbara: Gedächtnisanlässe und Geschichtspolitik in Paderborn, in: Paderborner Historische Mitteilungen 23 (2010), S. 74–84.

16 Unter den nach eigenen Angaben in Paderborn und Umland lebenden Personen waren die Mittelwerte: „Archäologie, allgemein“: 6,55, „Stadtarchäologie Paderborns“: 6,00, „Mittelalterliche Geschichte“: 7,12, „Paderborner Stadtgeschichte“ 5,96. Bei Touristen: „Archäologie, allgemein“: 7,14, „Stadtarchäologie Paderborns“: 5,24, „Mittelalterliche Geschichte“: 7,64, „Paderborner Stadtgeschichte“: 5,38.

geschichtlich bedeutsamen Bischof Meinwerk. Auch hier überwiegt das Interesse am Frankenherrscher, wobei die Differenz bei den einheimischen Besuchern im Schnitt geringer ausfällt.¹⁷

PRÄSENTATION DER OBJEKTE ALS LOKAL- UND REGIONALGESCHICHTLICHE SACHQUELLEN

Nach Krzysztof Pomian lassen sich archäologische Museen in zwei Kategorien einteilen, solche mit einer mehr kunstorientierten und solche mit einer mehr technikorientierten Ausrichtung. Beide haben ihre eigenen Sammlungsschwerpunkte, Ausstellungskonzeptionen und Bildungsansprüche. Erstere entstanden hierzulande ab dem 18. Jahrhundert und sollten es der Bevölkerung ermöglichen, sich durch die Betrachtung von Skulpturen und Figurenvasen der mediterranen Hochkulturen einen guten Kunstgeschmack anzueignen.¹⁸ Die technikorientierten Museen gingen erst im darauffolgenden Jahrhundert aus der Erforschung der eigenen, national und regional gedachten Ur- und Frühgeschichte hervor. Nicht als zeitlose Kunstwerke werden die Objekte dort präsentiert, sondern als kultur- und technikgeschichtliche Sachquellen.¹⁹

Das *Museum in der Kaiserpfalz* bietet ein anschauliches Beispiel für letzteren Museumstyp, denn die in seinen Vitrinen versammelten Exponate beschränken sich nicht auf Objekte, die gemeinhin als Kunstwerke verstanden werden. Wir finden viele alltägliche Gegenstände, die dem Zahn der Zeit aufgrund ihrer materiellen Beschaffenheit und den Umständen ihrer Vergrabung widerstanden haben. Neben Artefakten liegen menschliche und tierische Überreste. Als materielle Hinterlassenschaften erscheinen die Objekte weitgehend gleichberechtigt und sind gemäß ihren Entstehungszeiten, Funktionen und Fundkontexten gruppiert, zu deren Erläuterung sich Texte und Lagepläne finden. Ausnahmen werden nur für wenige Objekte gemacht, wie für einen angelsächsischen Anhänger mit einer Christusdarstellung. Durch die Platzierung in einer eigenen Vitrine im Zentrum der Ausstellungshalle wird nicht nur die besondere historische Bedeutung dieses Stücks unterstrichen, sondern auch zu einer Betrachtung als kleines Kunstwerk aufgefordert. Insgesamt werden die Besucher jedoch dazu eingeladen, die Exponate als archäologische Zeugnisse der Regional- oder Ortsgeschichte wahrzunehmen. Wird dieser Einladung gefolgt?

VERKNÜPFUNG DER OBJEKTE MIT GLOBALEN UND STADTGESCHICHTLICHEN NARRATIVEN

Die Umfrage-Teilnehmer wurden gebeten, den Satz zu ergänzen: „Die ausgestellten archäologischen Funde sind für Sie in erster Linie ...“. Dabei konnte eine von vier Optionen gewählt werden: „Sachquellen zur mittelalterlichen Geschichte“, „Sachquellen zur Paderborner Geschichte“, „zeitlose Kunstwerke“ und „Objekte ohne besondere Bedeutung“. Zwar werden die Objekte von Seiten des Museums durch Begleittexte und Lagepläne fest

17 Das durchschnittliche Interesse für Karl den Großen war unter einheimischen Besuchern 6,52 und bei Touristen 7,17. Für Bischof Meinwerk lauteten die Werte 5,17 und 4,87.

18 Zwei Beispiele für diesen Museumstyp wären das 1779 eröffnete Museum Fridericianum in Kassel und die 1830 eröffnete Münchner Glyptothek.

19 Siehe hierzu POMIAN: Der Ursprung des Museums, S. 91–108.

in einem räumlichen Kontext verortet und so als Zeugnisse der städtischen oder regionalen Geschichte präsentiert. Wie die Umfrage bestätigt hat, wird die Wahrnehmung der Objekte aber nicht durch die Art der Ausstellung determiniert. Sie hängt vielmehr mit den Interessen zusammen, mit denen die Menschen ins Museum gekommen sind:

Unter denen, die ein höheres Interesse für globalgeschichtliche Themen („Mittelalterliche Geschichte“ und „Archäologie, allgemein“) bekundet haben, haben jeweils drei von vier Personen die ausgestellten Funde als „Sachquellen zur mittelalterlichen Geschichte“ wahrgenommen. Ihre Verbindung mit einer globalgeschichtlichen Epoche wurde demnach als wichtiger empfunden als ihre Verortung in einem räumlichen Kontext und ihre Verknüpfung mit lokalgeschichtlichen Narrativen. Anders verhält es sich bei den Angehörigen der kleinen Minderheit, die ein höheres lokalgeschichtliches Interesse (neun Personen für „Paderborner Stadtgeschichte“ und fünf für „Stadtarchäologie Paderborns“) angegeben haben. Für sie handelt es sich jeweils mit knapper Mehrheit um „Sachquellen zur Paderborner Geschichte“.

ZUR BETRACHTUNG ARCHÄOLOGISCHER OBJEKTE ALS ZEITLOSE KUNSTWERKE

Obwohl es sich beim *Museum in der Kaiserpfalz* um ein technik- und nicht um ein kunstorientiertes archäologisches Museum handelt, wurden die ausgestellten Funde zumindest von manchen nicht als Sachquellen, sondern in erster Linie als zeitlose Kunstwerke wahrgenommen. Zum Nutzen einer derartigen Betrachtungsweise, die den Fundkontext und die genaue kulturelle Bestimmung des Objekts beiseitelässt, gibt es verschiedene Überlegungen. Manche halten es für ein sinnloses, wenn nicht sogar langweiliges Unterfangen.²⁰ Ein amerikanischer Museologe und Kunsthistoriker hält dagegen. Er postuliert: Die genaue Bedeutung, die ein ausgegrabenes Objekt für seine verstorbenen Hersteller gehabt hat, lässt sich in vielen Fällen ohnehin nicht mehr rekonstruieren. Allerdings haben bereits die früheren Menschen ihre Erzeugnisse mit Blick auf ihre Schönheit geprüft, unabhängig von allen anderen Funktionen und Bedeutungen. Indem wir die Objekte ebenfalls unter diesem Aspekt betrachten, machen wir uns den Blick unserer Vorfahren zu eigen. „Once we arrive at this point, all archaeological considerations fall away and context becomes irrelevant. We are face to face with the ancients.“²¹

Bei der Umfrage haben immerhin acht und damit ein Zehntel der Teilnehmer die Ansicht geäußert, dass die archäologischen Objekte für sie „in erster Linie zeitlose Kunstwerke“ sind. Dabei fällt auf, dass sich die meisten dieser Befragten durch ein deutlich geringeres Interesse für archäologische und geschichtliche Themen auszeichnen als der

20 „An object out of its context can only be appreciated on aesthetic grounds for its visual appearance, like someone beautiful whom we admire from a distance, without ever speaking to or getting to know. After a while, the exercise seems futile and pleasure pales by comparison with intelligent and lively conversation with a less physically attractive but more articulate companion.“ RIDGWAY, Brunhilde Sismondo: The State of Research on Ancient Art, in: *The Art Bulletin* 68.1 (1986), S. 7–23, hier S. 22.

21 WART, James C. Y.: Antiquities and the Importance – and Limitations – of Archaeological Contexts. In: CUNO, James (Hg.): *Whose Culture? The Promise of Museums and the Debate over Antiquities*, Princeton/ Oxford 2009, S. 89–106, hier S. 91–93, Zitat S. 93.

Durchschnitt. Was sich allerdings nicht erkennen lässt, ist eine geringere Besuchsdauer im Museum. Dies legt nahe, dass die Betrachtung der Objekte als Kunstwerke als nicht weniger spannend empfunden wird als ihre Verknüpfung mit global- oder lokalgeschichtlichen Narrativen.

3. Stadtgeschichte und persönliche Erinnerungen im *Heinz Nixdorf MuseumsForum*

Dass Museumsstücke ihre Betrachter auch an Episoden aus dem eigenen Leben erinnern können, bestätigt die Umfrage im *Heinz Nixdorf MuseumsForum*.²² Das 1996 eröffnete HNF ist nach dem zehn Jahre zuvor verstorbenen Unternehmer und Computerpionier Heinz Nixdorf benannt. Dieser hatte 1959 in seiner Geburtsstadt Paderborn ein mittelständisches Unternehmen angesiedelt, das sich in den folgenden Jahrzehnten zum milliardenschweren, multinationalen Konzern auswuchs. Für die Entwicklung und Identität Paderborns, das Sitz der *Nixdorf AG* blieb, hatte das eine kaum zu überschätzende Bedeutung: „Eine Provinzstadt“, so der Autor einer aktuellen Stadtgeschichte, wurde „zur IT-Hochburg“.²³ Bis heute genießt Heinz Nixdorf den Ruf eines vorbildlichen Unternehmers und Arbeitgebers sowie den eines großzügigen Förderers der Stadt. Von den ortsansässigen und studierenden Teilnehmern der Exit-Umfrage stimmten knapp 60 % der Aussage zu: „Heinz Nixdorf ist die bedeutendste historische Persönlichkeit Paderborns.“ Nur rund 13 % haben dies verneint.

Insgesamt haben sich 118 Menschen an der Umfrage beteiligt, davon fast 60% Touristen.²⁴ Die meisten Befragten hatten mehrere Stunden im Museum verbracht²⁵ und rund jeder Zweite gab an, das „Return-Ticket“ für einen weiteren Besuch entweder „mit Sicherheit“ (18,1%) oder „wahrscheinlich“ (36,2%) zu nutzen. Ziel der Befragung war es, zweierlei zu ermitteln: 1. Mit welchen Interessen sind die Besucher ins HNF gekommen und haben sie Aspekten der Stadtgeschichte ihre Aufmerksamkeit geschenkt? 2. Wurden durch die ausgestellten technischen Geräte persönliche Erinnerungen geweckt und waren diese ein wichtiger Teil des Museumserlebnisses?

BESUCHERINTERESSEN UND DIE AUFMERKSAMKEIT FÜR STADTGESCHICHTE

Zwar wird das HNF gemeinhin als weltgrößtes Computermuseum bezeichnet. Behandelt wird aber ein breiteres Spektrum an informations- und technikgeschichtlichen Themen, angefangen bei der Erfindung von Schrift und Zahl im alten Ägypten und Mesopota-

22 Allgemein zu diesem Thema siehe KAVANAGH: *Dream Spaces*, v. a. S. 104–107.

23 BROCKMANN, Reinhard: *Paderborn. Eine kleine Stadtgeschichte*, Münster 2017, S. 132.

24 Der Anteil der Touristen betrug 59 %. Die übrigen waren in Paderborn ansässig oder studierend.

25 6,9 % gaben an, bis zu einer Stunde im Museum verbracht zu haben, 39,7 % bis zu zwei Stunden, 36,2 % bis zu drei Stunden, 10,3 % bis zu vier Stunden und 6,9 % über vier Stunden.

mien.²⁶ Einen wichtigen Platz nehmen auch Heinz Nixdorf und seine *Nixdorf AG* ein, wodurch die jüngere Stadtgeschichte Paderborns berührt wird. Entsprechend vielseitig können die Interessen sein, mit denen die Besucher ins Museum kommen. Die Umfrage-Teilnehmer wurden deshalb gebeten, eine ähnliche Selbsteinschätzung vorzunehmen wie die Besucher im *Museum in der Kaiserpfalz*: Gefragt wurde nach dem Interesse an den Themen „Geschichte der Informationstechnik“, „Geschichte des Computers“, „Heinz Nixdorf und seine Firma“ und „Stadtgeschichte Paderborns“. Dabei war eine Zahl von 0 bis 10 anzugeben, wobei erstere für „überhaupt kein Interesse“ und 10 für „besonders leidenschaftliches Interesse“ stand.

Eine Berechnung der Mittelwerte zeigt, dass sich die Besucher vor allem für die globale „Geschichte der Informationstechnik“ (7,45) und „Geschichte des Computers“ (7,81) begeistern können. Der Wert für „Heinz Nixdorf und seine Firma“ liegt dem gegenüber bei nur 5,41. Die „Stadtgeschichte Paderborns“ steht mit 4,7 an vierter Stelle. Betrachtet man nur die in Paderborn wohnhaften oder studierenden Besucher, steigt der durchschnittliche Interessenswert für Stadtgeschichte mit 5,41 auf immerhin Platz 3 knapp vor Heinz Nixdorf, während die übrigen sich nicht signifikant verändern.²⁷

Dementsprechend wurde den stadthistorischen Informationen beim Gang durch die Ausstellung in der Regel keine allzu hohe Priorität eingeräumt. Auf die Frage: „Haben Sie Aspekten der Paderborner Stadtgeschichte bei Ihrem Besuch der Dauerausstellung Ihre bewusste Aufmerksamkeit geschenkt?“ antworteten insgesamt 20% mit „nie“, 21,7% mit „kaum“ und 30,4% mit „eher weniger“. 21,7% antworteten mit „manchmal“ und lediglich 6,1% mit „immer“. Von den in Paderborn wohnenden oder studierenden Besuchern erhielten die lokalgeschichtlichen Aspekte allerdings ein etwas höheres Maß an Aufmerksamkeit. Hier gaben 8,3 % die Antwort „immer“ und 27,1 % die Antwort „manchmal“.²⁸ Wie im *Museum in der Kaiserpfalz* findet sich lokalgeschichtliches Interesse demnach vor allem bei den ortsansässigen Museumsgängern.

OBJEKTE UND PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN

In Ausstellungen des HNF finden sich zahlreiche Geräte wie Geldautomaten, Faxgeräte, Kassenautomaten, Computer und Telefone, deren alltägliche Nutzung erst wenige Jahre oder Jahrzehnte zurückliegt. Wie die Museumsstücke aus älteren Zeiten haben sie ihre einstigen Funktionen hinter sich gelassen. Sie sind zu Sachquellen geworden, die uns Aufschluss über die technischen Möglichkeiten und ästhetischen Vorlieben der jüngeren Vergangenheit geben. Als Museumsstücke stellen sie uns jedoch vor eine besondere Herausforderung. Ausgestellt hinter Glas geben sie noch weniger als andere Objekttypen einen Eindruck davon, welche Möglichkeiten sie ihren ehemaligen Besitzern eröffneten und wie sie von ihnen benutzt wurden. Dem ausgeleuchteten, aber abgeschalteten Mobil-

26 STOLTE, Andreas: Von der Keilschrift zum Computer: eine Zeitreise durch 5000 Jahre Informationstechnik. Das Heinz Nixdorf MuseumsForum in Paderborn, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte 10 (1997), S. 41f.

27 Bei den in Paderborn ansässigen oder studierenden Besuchern liegen die Durchschnittswerte bei 7,13 für die „Geschichte der Informationstechnik“, bei 7,57 für die „Geschichte des Computers“, bei 5,11 für „Heinz Nixdorf und seine Firma“ und bei 5,41 für die „Stadtgeschichte Paderborns“.

28 29,2 % „eher weniger“, nur 14,6 % „kaum“ und 20,8 % „nie“.

telefon sieht man nicht an, über welche Funktionen das Gerät einst verfügte, welche Geräusche es von sich gab oder in welchen zeitlichen Abständen man den Akku aufladen musste. Verborgен bleiben uns Inhalt, Adressaten und Kosten der Telefonate und Kurznachrichten.

Gerade das standardisierte Aussehen der abgeschalteten Geräte eröffnet den Museums-



Abb. 4: Mobiltelefone HNF

besuchern aber die Möglichkeit, sie mit ihren eigenen Lebensgeschichten zu verknüpfen. So kann das Mobiltelefon oder der Computer der 2000er Jahre Erinnerungen an die eigene Schul- oder Computerspielzeit wecken, selbst wenn das Exemplar in der Vitrine in gänzlich anderen Kontexten verwendet wurde. Wer mit ähnlichen Geräten gearbeitet hat, oder vielleicht sogar an ihrer Herstellung beteiligt war, dem können sie frühere Stationen des eigenen Berufslebens ins Gedächtnis rufen.²⁹ Ein besonderes technisches oder designgeschichtliches Vorwissen ist dafür nicht vonnöten, so dass die Nutzung der Museumsstücke als „substitute ‚heirlooms“³⁰ allen lebenserfahrenen HNF-Besuchern gleichermaßen offen steht.

Mehr als zwei Drittel der Umfrage-Teilnehmer gaben an, dass die ausgestellten Geräte bei ihnen persönliche Erinnerungen geweckt haben. Häufig genannt werden Telefone mit Wahlscheiben und ältere Mobiltelefone, Computer und Spielkonsolen, Schreibmaschinen und Taschenrechner. Ein Paderborner mittleren Alters erinnert sich: „Wir hatten eine me-

29 Dazu ausführlicher DUSCHNER, Paul: Warum der neue Stadtschreiber Besucher im Computermuseum befragt, in: Neue Westfälische vom 10.04.2018. Im Internet: https://www.nw.de/lokal/kreis_paderborn/paderborn/22108420_Warum-der-neue-Stadtschreiber-Besucher-im-Computermuseum-befragt.html, eingesehen am 01.08.2018.

30 JOHNSTONE: Your Granny Had One of Those!, S. 73.

chanische Rechenmaschine als Spielzeug im Kindesalter.“ Ein englischer Student benennt „Some game machine (I used to play when I was young)“ und ein pensionierter Lehrer musste gar an die alten Geräte denken, die bis heute in seinem Keller schlummern. Ein an der Umfrage teilnehmender Schüler konnte hingegen auf keine derartigen Erlebnisse verweisen. Sein Grund: „Bin noch nicht so alt. Die Sachen sind älter als ich.“

Fast ein Viertel der Befragten wurde durch die Objekte an ihre eigene Arbeit in der Technikbranche erinnert. Ein IT-Spezialist musste beispielsweise an seine ersten Computererfahrungen denken, die er an den Geräten der DDR-Firma Robotron gesammelt hat. Ein anderer wurde an die 1980er Jahre erinnert, als sein Broterwerb darin bestand Nixdorf-Computer zu reparieren. Über die Hälfte aller Teilnehmer bestätigt, dass persönliche Erinnerungen ein wichtiger Teil ihres Museumserlebnisses im HNF gewesen sind. Diese können daher einen guten Ausgangspunkt für partizipative Projekte im Museum bieten.

4. Das Stadtmuseum: Neue Wege versus feste Erwartungen

Das im Herbst letzten Jahres eröffnete *Stadtmuseum* Paderborn ist Nachfolger des 2015 geschlossenen Museums für Stadtgeschichte im Adam-und-Eva-Haus. Der Namenswechsel vom „Museum für Stadtgeschichte“ zum „Stadtmuseum“ ist kein Zufall. Er markiert eine wichtige inhaltliche Verschiebung: Erklärtes Ziel des neuen Hauses ist es, den Blick nicht nur in die Vergangenheit zu richten, sondern der Bevölkerung ein „Forum für die Auseinandersetzung über das historische und gegenwärtige Selbstverständnis der Stadtgesellschaft“ zu bieten.³¹ Dabei ist man neueren Überlegungen zur Funktion städtischer Museen gefolgt, wonach diese als Begegnungsstätten für eine zunehmend heterogene Bevölkerung dienen sollen und als Orte, an denen Fragen von allgemeiner Bedeutung verhandelt werden, wie die nach der Wahrnehmung und der Identität der Stadt und der eigenen Verortung in ihr.³² Die Dauerausstellung im neuen *Stadtmuseum* soll zu entsprechenden Diskussionen anregen, indem sie Fragen der Identitätskonstruktion und -pflege durch künstlerische Darstellungen Paderborns, durch Bau, Pflege und Abriss von Gebäuden, durch eine bürgerliche, städtische und adelige Sammeltätigkeit und durch geteiltes Erinnern und Brauchtum in den Mittelpunkt stellt. Die Stadtschreiber-Umfrage suchte zu ermitteln, wie diese Dauerausstellung, die sich deutlich von der im Adam-und-Eva-Haus unterscheidet, bislang von den Besuchern angenommen wird.

31 Zur Zielsetzung und Konzeption des neuen Stadtmuseums siehe NEUWÖHNER: Das Stadtmuseum Paderborn, Zitat von S. 105, sowie die Vorstellung des Museums in der lokalen Presse durch KOSBAB, Holger: Neues Paderborner Stadtmuseum wird eröffnet, in: Neue Westfälische vom 05.10.2018. Im Internet: https://www.nw.de/lokal/kreis_paderborn/paderborn/21937689_Das-neue-Stadtmuseum-ist-ein-Haus-fuer-die-Paderborner.html, eingesehen am 07.08.2018.

32 Dazu z.B.: KIRCHBERG, Volker: Das Museum als öffentlicher Raum in der Stadt. In: BAUR, Joachim (Hg.): Museumsanalyse. Methoden und Konturen eines neuen Forschungsfeldes, Bielefeld 2. unveränd. Aufl. 2013, S. 231–265, v.a. S. 254–257 und KRÜGER, Thomas: Was macht Stadtmuseen attraktiv für die kulturelle und politische Bildung? In: GEMMEKE, Claudia und NENTWIG, Franziska (Hg.): Die Stadt und ihr Gedächtnis. Zur Zukunft der Stadtmuseen, Bielefeld 2011, S. 51–56.

ZUR KONZEPTION DER DAUERAUSSTELLUNG

An der Exit-Umfrage haben sich 26 Besucher beteiligt, von denen die meisten sich bis zu einer Stunde in der Dauerausstellung aufgehalten haben.³³ Die überwiegende Mehrheit griff mehrmals zu den Sammlungsbüchern, um Näheres über einzelne Exponate im Sammlungsspeicher zu erfahren.³⁴ Eine häufiger genutzte Informationsquelle waren die architektur- und erinnerungsgeschichtlichen Lehrfilme, von denen über die Hälfte am Ende ihres Rundgangs mindestens drei vollständig oder fast vollständig gesehen haben.³⁵ Ein Tourist und pensionierter Monteur für Asphaltanlagen, der nach eigenen Angaben bis zu zwei Stunden im Museum verbracht hat, lobt: „Bisher wusste ich so gut wie nichts über Paderborn. Aber hier im Museum haben mir die Filme doch die Augen für diese Stadt geöffnet, ich habe viel gelernt und bin sehr dankbar für dieses Museum.“ Jedoch schätzt die überwiegende Mehrheit der Teilnehmer die Menge der dargebotenen Sachinformationen als zu gering ein.³⁶ Wie die Auswertung der Umfrage nahelegt, wurde vor allem ein bestimmter Typ an Informationen vermisst, nämlich eine chronologische Darstellung der städtischen Geschichte.

In der Tat findet sich keine auf Texttafeln präsentierte und mit Belegstücken illustrierte Darstellung der Stadtgeschichte, wie es sie in der Vorgängerinstitution im Adam-und-Eva-Haus gegeben hat oder wie sie beispielsweise für die Nachbarstadt Hamm im *Gustav-Lübcke-Museum* auf großer Fläche gezeigt wird. Diese Abweichung vom altbekannten Rezept war eine bewusste Entscheidung der Paderborner Museumsmacher, die sich wie folgt begründen lässt: Eine chronologisch erzählende Ausstellung hätte niemals allen Aspekten der Stadtgeschichte gerecht werden können. Die Beschränkung auf bestimmte Ereignisse, Persönlichkeiten und Perspektiven wäre ebenso unumgänglich gewesen wie didaktische Vereinfachungen und das Vornehmen von Gewichtungen. Beispielsweise hätte man abwägen müssen, wie viel Raum und Wichtigkeit man der Reformation einräumen möchte und wieviel Aufmerksamkeit im Vergleich dazu das Aufbegehren kommunistischer Schülergruppen der 1970er bekommen darf. Herausgekommen wäre deshalb nur eine von vielen denkbaren Erzählungen zur städtischen Vergangenheit. Sie hätte in erster Linie dem Geschichtsbild und den Prioritäten der Museumsmacher entsprochen und die Besucher dazu eingeladen, sich deren Urteile unkritisch anzueignen. Daraus wäre ein weiteres Problem erwachsen: Wie wir an den periodisch wiederkehrenden Leitkultur-Debatten nachvollziehen können, sind Erzählungen über die Vergangenheit stets geeignet, bestimmte Vorstellungen von Gegenwart und Zukunft zu begründen. Würde das Museum daher eine eigene, offiziell anmutende Version der Stadtgeschichte präsentieren, würde dies auch ein Urteil über die

33 Sechs Teilnehmer gaben an „bis zu ½ Stunde“, 13 „bis zu 1 Std.“, fünf „bis zu 1,5 Std.“, einer „bis zu 2 Std.“ und einer „länger als 2 Std.“

34 Sechs Teilnehmer gaben an, kein Sammlungsbuch geöffnet zu haben. Zehn sagten „1-3 mal“, sieben „4-8 mal“, zwei noch „öfter“. Nur ein Teilnehmer hat nach eigenen Angaben „kein Sammlungsbuch gesehen“.

35 Jeder der 25 Teilnehmer, die die entsprechende Frage beantwortet haben, hat nach eigenen Angaben mindestens einen Lehrfilm fast oder ganz vollständig angesehen. Acht gaben an, einen oder zwei gesehen zu haben, neun drei oder vier und acht über vier.

36 Auf die Frage „Sind Sie zufrieden mit der Menge an dargebotenen Sachinformationen?“ gab kein Teilnehmer die Einschätzung ab, dass „zu viele Informationen“ geboten würden. Eine Mehrheit von 16 sagte, es seien „zu wenige Informationen“, während neun das Informationspensum „genau richtig“ nannten.

aktuelle oder künftige Identität Paderborns nahelegen. Das wäre ein Akt der Vorwegnahme, der dem Anspruch des Museums entgegensteht, ein Forum für kontroverse und ergebnisoffene Diskussionen zu eben diesem Thema „Identitäten“ zu sein. So war es nur folgerichtig, den Besuchern keine „Meistererzählung“ über Paderborns Vergangenheit anzubieten.

Nicht als Belegstücke zur Illustration einer vorgefertigten Geschichtserzählung, sondern als identitätsstiftende Sammlerstücke und historische Sachquellen werden die Objekte deshalb präsentiert. Dazu zwei Beispiele: Im ersten Teil der Ausstellung finden wir chronologisch geordnete Darstellungen Paderborns, von der mittelalterlichen Druckgraphik bis zur modernen Filmaufnahme. So können nicht nur Wandel und Kontinuität im Stadtbild nachvollzogen werden, sondern auch der Wandel in der Wahrnehmung und Darstellung Paderborns in den jeweils zeittypischen Medien. Der Zusammenhang zwischen den technischen Möglichkeiten, den Interessen und Darstellungsabsichten der Akteure und den von ihnen geschaffenen Bildern wird erkennbar. Wir sehen, dass im Laufe der Jahrhunderte stets unterschiedliche Vorstellungen vom Wesen und Status der Stadt vertreten wurden, von der stolzen Bischofsstadt bis zur ländlich geprägten Idylle. Städtische Identitäten werden so als menschengemachte Konzepte begreifbar. Sie werden seit jeher bewusst gestaltet und propagiert, im Rahmen von Prozessen, auf die wir selbst Einfluss nehmen können.³⁷

Im anschließenden architekturgeschichtlichen Bereich trifft der Besucher auf die Modelle ausgewählter historischer Bauten. Die dargestellten Gebäude stammen aus verschiedenen Jahrhunderten und prägen die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Stadt zum Teil bis heute. Mittels der in Text und Film angebotenen Begleitinformationen kann ihre jeweilige Geschichte nachvollzogen werden. Deutlich wird dabei der Zusammenhang zwischen der Errichtung, Nutzung und Bewahrung von Gebäuden und den von Bauherren, Inhabern und Denkmalpflegern vertretenen Vorstellungen von der städtischen Identität. Dass letztere nicht nur durch den Bau, sondern auch durch die Zerstörung eines Gebäudes gezielt den eigenen Idealen angepasst werden kann, wird anhand der Paderborner Synagoge deutlich, die in der Ausstellung durch ein einzelnes originales Fenster und eine digitale Rekonstruktion vertreten ist. Ihre Zerstörung im Jahre 1938 stellte den Versuch dar, eine Stadt ohne jüdischen Anteil durchzusetzen, während die später an selber Stelle errichtete Gedenkmauer dies sichtbar korrigieren soll. Der Museumsbesucher wird auf diese Weise eingeladen, das aktuelle Stadtbild und seine Elemente als geschichtliche Quellen aufzufassen, die Aufschluss über vergangene und aktuelle Identitätskonzepte geben können.³⁸

³⁷ Siehe dazu auch DUSCHNER, Paul: Neuer Zugang zur Geschichte, in: Neue Westfälische vom 17.07.2018.

³⁸ Ergänzend zur Funktion des Sammlungsspeichers siehe NEUWÖHNER: Das Stadtmuseum Paderborn v.a. S. 105–108.

KEINE „MEISTERERZÄHLUNG“: EIN BRUCH MIT DEN ERWARTUNGEN

Wie die Ergebnisse der Umfrage nahelegen, bedeutet der Verzicht auf eine „Meistererzählung“ jedoch einen erheblichen Bruch mit den Erwartungen und Vorlieben der Besucher. So wurde die Frage: „Hätten Sie eine rein chronologische Darstellung (z. B. erster Raum Mittelalter, zweiter Raum frühe Neuzeit etc.) der Stadtgeschichte bevorzugt?“ von einer großen Mehrheit bejaht.³⁹ Der Wunsch nach mehr historiographischen Informationen lässt sich auch in den Antworten auf andere Fragen erkennen. So wird von zehn der 26 Teilnehmer auf die eine oder andere Weise kritisiert, dass das Museum ihnen keine, zu wenige oder nur punktuelle Informationen zur städtischen Geschichte bieten würde. Beispielsweise moniert ein Tourist: „Man erfährt fast gar nichts über die Stadt und ihre Geschichte; keine Zusammenhänge“. Eine Lehramts-Studentin wünscht sich eine „chronologische Darstellung“ und „mehr Hintergrundinfos“ und eine ortsansässige Akademikerin möchte „mehr Information zu der Entwicklung der Stadt“. Ein ansonsten begeisterter Museumsgänger formuliert seine Kritik im Rahmen der allgemeinen Straßenumfrage: „Das Stadtmuseum hat kein nach außen erkennbares Konzept; Ich kann dadurch nicht die Geschichte und Kultur Paderborns kennenlernen und verstehen.“

An diesen und ähnlichen Äußerungen wird die Dominanz der Vorstellung erkennbar, wonach die Aufgabe eines Stadtmuseums vor allem darin besteht, eine zusammenhängende Geschichtserzählung zu präsentieren. Ihr Fehlen wird vor dem Hintergrund dieser festen Erwartung als ein Versäumnis gewertet, wenn nicht gar als Zeichen von Konzeptlosigkeit. Die Möglichkeiten, die das Museum den Besuchern bieten möchte, nämlich die zur Befassung mit Fragen der städtischen Identität und Sammlungsgeschichte sowie die Möglichkeit zur eigenständigen Betrachtung historischer Sach- und Bildquellen, werden dann nicht mehr erkannt und bleiben ungenutzt.

Dies verdeutlicht die Notwendigkeit von Hilfsmitteln wie der „kleinen Gebrauchsanleitung“ für das Museum, ein Faltblatt, das dem Besucher den Aufbau und die Zielsetzung der Dauerausstellung in wenigen Sätzen vermittelt. Ferner könnte darüber nachgedacht werden, ob das Bedürfnis nach chronologischen Informationen zur Stadtgeschichte auf eine Weise erfüllt werden sollte, die dem fortschrittlichen Grundgedanken des Museums nicht untreu wird. Dabei könnten historische Besonderheiten der Stadtgeschichte in den Mittelpunkt gestellt werden, wie die Bedeutung der Pader für die städtische Wasserversorgung, die konfessionellen Konflikte der Neuzeit und das weitgehende Ausbleiben einer Industrialisierung im 19. Jahrhundert.

³⁹ Mögliche Antworten waren „Nein“, „Ja“ und „Weiß nicht“. Für die erste Option entschied sich nur ein einziger Teilnehmer, 16 für „Ja“ und zwei für „Weiß nicht“. Ein weiterer kreuzte sowohl „Ja“ als auch „Weiß nicht“ an, sechs gaben keine Antwort.

5. Das *Residenzmuseum* in Schloss Neuhaus: Erwartungen und Bewertungen

An der Exit-Umfrage im *Residenzmuseum* in Schloss Neuhaus haben sich 34 Personen beteiligt, die sich nach eigenen Angaben meist „bis zu einer Stunde“ im Museum aufgehalten haben.⁴⁰ Der Gang durch den historischen Schlossgarten war für neun von zehn Teilnehmern ein fester Bestandteil ihres Tages. Knapp zwei Drittel verbanden ihren Besuch außerdem mit dem Gang in andere Museen im Umfeld des Schlosses, wie dem Naturkundemuseum (38,2%), dem Kunstmuseum im Marstall (35,3 %), der Städtischen Galerie in der Reithalle (29,4 %) oder der Sammlung Nachtmann (23,5 %).

Hauptziel der Umfrage war es wie im *Stadtmuseum* zu ermitteln, mit welchen Erwartungen die Menschen in das *Residenzmuseum* gekommen waren und inwiefern diese dort erfüllt wurden. Zu diesem Zwecke wurde ihnen die Frage gestellt: „Was wünschen Sie sich vor allem von einem Schlossmuseum?“ Dabei gab es vier Antwortoptionen, von denen die Teilnehmer höchstens zwei ankreuzen konnten: „Prächtig inszenierte Räume“, „Originale Kunstwerke und Möbel“, „Historische Informationen“ und „Mitmachstationen für Besucher“. Letztere unterscheiden das Neuhäuser *Residenzmuseum* von anderen seiner Art. Sie erlauben es den Angehörigen aller Generationen, sich den Themen der Ausstellung spielend anzunähern und machen das Museum zu einem pädagogisch besonders durchdachten und familienfreundlichen Ort.

Die höchste Priorität wurde jedoch dem Vorhandensein von „prächtig inszenierten Räumen“ eingeräumt (67,6 %), dicht gefolgt von den „historischen Informationen“ (64,7 %). An dritter Stelle standen die „originalen Kunstwerke und Möbel“ (55,9 %), während die „Mitmachstationen“ von nur 17,6 % der Teilnehmer als eine ihrer Prioritäten angegeben wurden. Die meisten Besucher sind demnach mit dem Wunsch nach historischer Pracht ins Museum gekommen und in der Erwartung, dort passive Rezipienten von visuellen Eindrücken und begleitenden Informationen zu sein. So kennt man es schließlich von anderen Schloss- oder Residenzmuseen, deren Besuch in der Begehung einer Reihe historisierend eingerichteter Galerien und Sälen besteht und im Bestaunen von Kaminöfen, Himmelbetten und Deckenmalereien. Eine jugendliche Touristin begründet folglich ihre Freude am Museum: „Ich fand es toll durch die Ausstellung zu gehen. Die Räume waren schön ‚dekoriert‘.“ Einige Besucher äußern sogar den Wunsch nach noch mehr Objekten und historisierenden Inszenierungen. Ein Tourist schreibt: „Prächtige u. eingerichtete Räume fehlen“, und ein weiterer schlägt vor: „Ich finde man könnte das Schloss mit noch mehr antiken Möbeln einrichten. Dass es so aussieht wie damals.“ Andere halten dagegen. Eine Touristin nennt das Museum „gut verdaulich“, eben weil dort „nicht zu viele Kunstwerke + Informationen“ präsentiert werden.

Die Menge der dargebotenen Sachinformationen wird indes von nahezu allen Teilnehmern als „genau richtig“ beschrieben. Niemand hält sie für zu umfangreich und wenige

⁴⁰ „Bis zu ½ Stunde“: 18,2 %, „bis zu 1 Stunde“: 48,5 %, „bis zu 1½ Stunden“: 24,2 % und „bis zu 2 Stunden“: 9,1 %.

halten sie für zu gering.⁴¹ Ein Besucher schlägt vor, zusätzlich „digitalisierte historische Bücher“ in die Ausstellung aufzunehmen. Insgesamt sehen die meisten Besucher ihre Erwartungen im Museum erfüllt. Die entsprechende Frage wurde auf einer Skala von 0 bis 10 im Durchschnitt mit 7,24 beantwortet.

Abschlussgedanken

In seiner Monographie über das Museum als einem Ort des Erinnerns beschreibt Gannon Kavanagh das komplexe Verhältnis zwischen Angebot und Wahrnehmung: „The museum constructs histories from the products of its research and collecting. By drawing these together within exhibitions and public services, the museum publishes its commentaries on the past. [...] This is not a one-way process, however. When visiting museums and seeing the exhibitions constructed there, people bring their memories, interests and concerns. [...] This remarkable combination of museums making public the histories they construct and visitors bringing to them what they know [...] makes for an extraordinarily promising encounter.“⁴²

Die Stadtschreiberumfragen bestätigen die große Bedeutung der von den Museumsgängern mitgebrachten Interessen, Erwartungen und Vorlieben für ihre Wahrnehmung einzelner Exponate sowie ganzer Ausstellungen. Nicht die vom Kurator geschaffenen Inszenierungen und Texttafeln bestimmen, ob mittelalterliche Töpfe und Scherben als Sachquellen oder Kunstwerke angesehen werden und mit welchen Geschichtserzählungen man sie verknüpft, sondern die Besucher auf Grundlage ihrer individuellen historischen und archäologischen Interessen. Wo Computer und Mobiltelefone als technik- und designgeschichtliche Artefakte ausgestellt werden, können sie in den Augen ihrer Betrachter eine zusätzliche, vom Museumskontext unabhängige Bedeutung erlangen, nämlich die des persönlichen Erinnerungsstücks.

Auch an die Bewertung ganzer Ausstellungen macht sich der Besucher nicht als unbeschriebenes Blatt. Als Maßstab können seine anhand früherer Museumserfahrungen entwickelten Vorstellungen davon dienen, wie ein Haus, das sich „Stadt-“ oder „Residenzmuseum“ nennt, „eigentlich“ auszusehen habe. Wie die entsprechenden Umfragen gezeigt haben, sollen erstere beispielsweise eine chronologische Erzählung der städtischen Geschichte bieten und letztere die Möglichkeit zur Erfahrung historischer Pracht. Neues steht im Angesicht fester Erwartungen vor einer besonderen Herausforderung: Es muss sich nicht nur an seinen eigenen Zielsetzungen messen lassen, sondern auch daran, inwiefern es dem Alten und den daran entwickelten Erwartungen entspricht. Wo, wie bei der Dauerausstellung des *Stadtmuseums*, eine gänzlich unerwartete Konzeption und Schwerpunktsetzung versucht wird, kann dies zu Irritationen bei den Besuchern führen. Sie können sich

41 Auf die Frage „Sind Sie zufrieden mit der Menge der dargebotenen Sachinformationen?“ votierten 79,4 % für „genau richtig“, 11,7 % für „zu wenige Informationen“ und niemand für „zu viele Informationen“. Einige wenige enthielten sich der Meinung.

42 KAVANAGH: *Dream Spaces*, S. 148.

ins Positive wenden, wenn sie Anlass zur kritischen Reflexion und Selbstreflexion bieten. Im schlimmsten Falle wird das Fehlen von antizipierten Ausstellungselementen und Inhalten aber als Zeichen für allgemeine Konzeptlosigkeit gewertet und auf eine weitergehende Befassung mit dem Museum verzichtet.

Ein abschließender positiver Befund zum Verhältnis zwischen den Museen und ihren Besuchern geht aus der Straßenumfrage in der Paderborner Innenstadt hervor. An dieser hatten sich 154 meist erwachsene Menschen aus Stadt und Umland beteiligt.⁴³ Auf die Frage: „Sind Sie mit der Paderborner Museumslandschaft zufrieden?“ kam folgendes Votum zustande: Fast ein Drittel der Teilnehmer beantwortete sie mit „ja“ und fast die Hälfte mit „eher ja“. Gänzlich verneint wurde sie nur von jedem 25ten Teilnehmer und eher verneint von jedem 10ten.⁴⁴ Eine jüngst zugezogene Lehramts-Studentin ist demnach kein Einzelfall, wenn sie lobt: „Paderborn ist eine schöne historische Stadt, was auch durch die Museen in und um Paderborn gut vertreten / widerspiegelt wird.“ Ein aus der Umgebung stammender Teilnehmer meinte sogar: „Komme aus Warburg. Aus diesem Grund ist Paderborn schon fast Kulturhauptstadt.“

43 Zur Vorstellung der Ergebnisse der Straßenumfrage siehe DUSCHNER, Paul: Museen sollen viele Geschichten erzählen, in: Neue Westfälische vom 21.08.2018.

44 Auf die Frage „Sind Sie mit der Paderborner Museumslandschaft zufrieden?“ antworteten 29,2 % mit „ja“, 45,5 % mit „eher ja“, 10,4 % mit „eher nein“ und 3,9 % mit „nein“. Die übrigen 11 % machten keine Angabe.

Victor Klemperer (1881–1960) in Paderborn und in Bad Driburg

von Dieter Riesenberger

Victor Klemperer wurde am 9. Oktober 1881 als Sohn des Rabbiners Dr. Wilhelm Klemperer und seiner Ehefrau Henriette, geb. Frankl, in Landsberg an der Warthe geboren – der Dirigent Otto Klemperer (1885–1973) war sein Cousin. Bekannt wurde er einer breiten Öffentlichkeit durch seine umfangreichen Tagebuchaufzeichnungen, die er mit 16 Jahren begann¹ und bis Oktober 1959 fortführte; sie erschienen in den 1990er Jahren im Berliner Aufbau-Verlag.²

Nach dem Abitur studierte Victor Klemperer Germanistik, Romanistik und Philosophie in München, Genf und Paris (1902–1905); anschließend arbeitete er als Schriftsteller und Journalist. Im Jahre 1903 konvertierte er unter dem Druck seiner Brüder zum Protestantismus, 1906 heiratete er die Pianistin und Komponistin Eva Schlemmer. 1912 nahm er das Studium in München wieder auf und wurde mit seiner Arbeit über die „Zeitromane Friedrich Spielhagens und ihre Wurzeln“ summa cum laude promoviert. Seine Leidenschaft galt aber der Romanistik. Er habilitierte sich 1914 bei dem bekannten Münchner Romanisten Karl Vossler (1872–1949) mit einer umfangreichen Schrift über den Philosophen und Staatsrechtler Charles de Montesquieu (1689–1755, 2 Bde. 1914/1915).

Im Ersten Weltkrieg war der Kriegsfreiwillige bis zu einer schweren Nierenentzündung im Jahre 1916 als Artillerist an der Westfront eingesetzt. Nach dem Weltkrieg ernannte ihn die Universität München zum außerordentlichen Professor, 1920 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor für Romanistik an die Technische Hochschule Dresden, die aber keinen Universitätsstatus besaß. Romanistik war nur Nebenfach, die Seminarbibliothek nur dürftig ausgestattet. Der Romanistikkollege Eugen Lersch in München rief Klemperer bei seinem Umzug nach Dresden böse nach: „Klempnerschule“.³ In den Jahren 1921 bis 1935 veröffentlichte Klemperer zahlreiche Arbeiten zur französischen Literaturgeschichte, darunter „Die französische Literatur von Napoleon bis zur Gegenwart“ (4 Bde., Berlin 1925–1931)⁴. Aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums wurde er von den Nationalsozialisten 1935 zwangsweise in den Ruhestand versetzt. Damit begann für den ‚Halbjuden‘ Klemperer und seine Frau Eva, eine ‚Arierin‘, eine Zeit der Ausgrenzung, Demütigung und Verfolgung, die zum Verlust des geliebten Hauses im damaligen Dresdner Vorort Dölzsch, zur Einweisung in ‚Judenhäuser‘ und zur Zwangsarbeit führte. Klemperer konnte die zwölf Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft nur durch die selbstlose Unterstützung seiner Frau und einiger Freunde überleben. Der uner-

1 KLEMPERER, VICTOR: Curriculum Vitae. Erinnerungen 1881–1918, 2 Bde., Berlin 1996, Bd. 1, S. 6.

2 KLEMPERER, VICTOR: Leben sammeln, nicht fragen wozu und warum. Tagebücher 1918–1932, 2 Bde., Berlin 1996; Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945, 2 Bde., Berlin 1995; So sitze ich denn zwischen allen Stühlen. Tagebücher 1945–1959, 2 Bde., Berlin 1999.

3 JACOBS, PETER: Victor Klemperer. Im Kern ein deutsches Gewächs. Eine Biographie, Berlin 2000, S. 104.

4 Neuausgabe: Geschichte der französischen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert, Berlin 1956.

müdlische und ehrgeizige Wissenschaftler, von Bibliotheken abgeschnitten, konzentrierte sich auf das Sammeln von Material für sein Vorhaben „Lingua Tertii Imperii“ (Die Sprache des Dritten Reiches) und die Weiterführung der Tagebücher, immer in Gefahr, dass bei Hausdurchsuchungen seine Manuskripte entdeckt, er und seine Frau in ein Konzentrationslager eingeliefert würden. Den verheerenden Luftangriff auf Dresden am 13. Februar 1945 überstand das Ehepaar mit viel Glück und großem Mut: Sie rissen sich den gelben ‚Judenstern‘ ab, flüchteten nach Bayern und kehrten im Juni nach Kriegsende wieder nach Dresden zurück. Victor Klemperer wurde bereits im November 1945 wieder als Ordentlicher Professor an der TU Dresden eingestellt und trat in die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) ein. Im Jahr 1947 erschien sein Buch „LTI – Notizbuch eines Philologen“, das ihn weit über Fachkreise hinaus bekannt machte. Trotz wachsender Zweifel hielt er an der sozialistischen DDR fest und verteidigte sie mit seiner rastlosen und kräftezehrenden Vortragstätigkeit. Er setzte sich unermüdlich für die Erhaltung der Romanistik in der DDR ein, wurde Professor und Lehrstuhlinhaber in Greifswald, Halle und an der Humboldt-Universität in Berlin (1951–1954). Ab 1950 war er Abgeordneter der Volkskammer der DDR für die Fraktion des Kulturbundes. Die DDR ehrte ihn für seine wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiet der Germanistik und der romanischen Philologie im Jahr 1952 mit dem Nationalpreis der DDR III. Klasse für Kunst und Literatur; 1953 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin und 1956 wurde ihm der Vaterländische Verdienstorden der DDR in Silber verliehen. Im Jahre 1995 erhielt er posthum den Geschwister-Scholl-Preis der Stadt München; die Laudatio hielt Martin Walser.

Der Besuch Klemperers in Paderborn erfolgte im Rahmen seiner Vortragstätigkeit für den Verein für jüdische Geschichte und Literatur, nachdem er 1907 seine rednerische Begabung entdeckt hatte. Auf den Rat seines Vaters hin wandte er sich an Ludwig Geiger (1848–1919). Dieser hatte sich 1873 bei Leopold von Ranke mit seiner Arbeit „Urteile griechischer und römischer Schriftsteller über Juden und Judentum“ habilitiert, wurde 1880 Extraordinarius – eine Ernennung zum Lehrstuhlinhaber war Juden verwehrt – und gilt als bedeutender Vertreter des liberalen Judentums. Er arbeitete über Goethe und Weimar und gab das von ihm gegründete Goethe-Jahrbuch bis 1913 heraus. Geiger⁵ nahm den jüngeren Klemperer „wahrhaft väterlich auf“⁶ und bot ihm an, an dem ebenfalls von ihm herausgegebenen „Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur“ mitzuarbeiten. Hier veröffentlichte Klemperer 1909 einen Aufsatz über den jüdischen Lyriker, Schriftsteller und Publizisten Ludwig Jacobowski (1868–1900) und eine längere Studie über Arthur Schnitzler. Das Jahrbuch war das Organ des Verbandes für jüdische Geschichte und Literatur, in dem Ludwig Geiger eine herausragende Rolle spielte. Er informierte Victor Klemperer über den Verband, der im Deutschen Reich 219 Vereine zählte; „die kleinsten darunter hatten 12 bis 15, die hervorragenden etliche hundert, die meisten 50 bis 60 Mitglieder. [...] In jedem dieser »Vereine für jüdische Geschichte und Literatur« wurden allwinterlich Vorträge

5 Zu Ludwig Geiger s. HOLZHAUSEN, Hans-Dieter: Ludwig Geiger (1848–1919). Ein Beitrag über sein Leben und sein Werk unter dem Aspekt seiner Bibliothek und anderer Archivalien, in: Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 2 (1991), S. 245–269.

6 KLEMPERER, Victor, Curriculum Vitae, Bd. 1, S. 488.

gehalten. Der Verband gab im Frühsommer eine Liste der Redner und ihrer Themen heraus. Dann schlossen sich mehrere kleine Vereine in ihrer Wahl untereinander zusammen und nach Möglichkeit einem in der Nähe befindlichen großen und zahlungskräftigen Verein an; so kamen für die Redner Tourneen zustande. Die Nester zahlten 50, auch wohl nur 30, die stattlicheren Orte 75, auch 100 Mark und darüber; die Reihenfolge der Vorträge wurde so geordnet, daß dem Redner keine übermäßigen Fahrkosten erwachsen. Im Thema herrschte ziemliche Freiheit. Orthodoxie war unnötig, Theologisches und Biblisches kaum erwünscht, denn das erhielt man ja allwöchentlich vom eigenen Rabbiner vorgesetzt. Man wollte Literarisches hören, es mußte nur irgendeinen Bezug zum Judentum haben, etwa von einem jüdischen Autor handeln oder von solchen Dichtungen, in denen ein spezifisch jüdisches Problem zur Sprache kam oder die Gestalt eines Juden gezeichnet wurde. Ich könnte meinem bisherigen Arbeitsgebiet bequem einige passende Vorträge abgewinnen, meinte Geiger; ich würde als Wanderredner einen bescheidenen Nebenverdienst und mancherlei Anregung finden. Die Liste für diesen Winter sieben zu acht (1907/1908) sei zwar schon im Umlauf, er wolle aber sehen, mich noch irgendwo zu Wort kommen zu lassen.⁷ In den Wintermonaten des folgenden Jahres reiste der „Wanderredner“ Klemperer mit großem Vergnügen zu den jüdischen Vereinen; allein während des Winters 1910/1911 brachte er es „auf 27 Vorträge. Ich sprach in Westfalen, im Rheinland, in Oldenburg [...]. Ich wanderte in den kleinen alten Weserstädtchen Höxter und Hameln herum, ich griff den Katholizismus in Paderborn mit Händen (noch ganz anders als in München, ganz unvermischt).“⁸ Es hat also auch in Paderborn einen Verein für jüdische Geschichte und Literatur gegeben, auch wenn es dafür außer Klemperers Zeugnis keine Unterlagen gibt.⁹ Klemperer hielt auch in den Vereinen der Städte Gütersloh, Unna, Lippstadt und Lage seine beliebten Vorträge.¹⁰ In den ostwestfälischen Städten wie Brakel, Höxter, Lippstadt, Steinheim, Warburg, Rahden, Herford und Gütersloh existierten Vereine für jüdische Geschichte und Literatur, von den beiden größten Städten Bielefeld und Paderborn gab es nur in Paderborn diesen Verein; in Bielefeld, obwohl die dort herausgegebene liberale „Allgemeine Zeitung des Judentums“ (AZJ) zu den Wegbereitern des Verbandes zählte, allerdings nicht.¹¹

Offensichtlich hat der Paderborner Katholizismus den ‚Wanderredner‘ Klemperer, der den Religionen eher gleichgültig gegenüberstand, stark beeindruckt. Den ernsthaften und „unvermischten“ Paderborner Katholizismus zog er dem eher folkloristischen Katholizismus in München vor, den er in seinem ersten Semester kennengelernt hatte: „[...] hier

7 KLEMPERER: Curriculum Vitae, Bd. 1, S. 488.

8 Ebd., S. 492.

9 Nach Auskunft des Stadt- und Kreisarchivs Paderborn vom 18.6.2018 gibt es keinen Hinweis auf die Existenz des Vereins für Jüdische Geschichte und Literatur in Paderborn. Auch der vorzüglichen Dissertation von Margit NAARMANN: „Die Paderborner Juden 1802–1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert (Paderborner Historische Forschungen Nr. 1, Paderborn 1988) ist der jüdische Verein unbekannt.

10 KLEMPERER: Curriculum Vitae, Bd. 1, S. 494f.

11 ASCHOFF, Diethard: Die westfälischen Vereine für jüdische Geschichte und Literatur im Spiegel ihrer Jahrbücher (1899–1920), in: Gedenkschrift für Bernhard Brillling, hrsg. von P. FREIMARK und H. RICHTER, Hamburg 1988, S. 150–189. Vgl. auch HERZIG, Arno: Zwischen Integration und Identität, in: MEYNERT, Joachim/ MOSER, Josef/ RODEKAMP, Volker (Hgg.): Unter Pickelhaube und Zylinder. Das östliche Westfalen im Zeitalter des Wilhelminismus 1880–1914, Bielefeld 1991, S. 314f.

färbte er auffallend, und unmittelbar nach dem Bier, das Volksleben. Mönche und Nonnen waren häufig auf der Straße zu sehen.¹² Fasziniert und zugleich befremdet zeigt er sich von der Fronleichnamsprozession in München: „Ich war schon um sechs Uhr morgens und bis neun Uhr trotz der Hitze im dichten Getümmel. An der Mariensäule und an mehreren andern Plätzen waren umkränzte Altäre errichtet, an allen Straßenrändern bildete die Garnison Spalier in Paradeuniform und mit aufgeflossenen Bajonetten, dahinter drängte sich überall die Masse. Dann kam der Zug langsam heran, mit Militärmusik und Kirchengesang und psalmodierten Gebeten, hielt vor dem Altar, setzte sich wieder in langsame Bewegung. Da waren Vereine mit Gewerbefahnen, weißgekleidete Mädchen mit Blumenkränzen im Haar und brennenden Kerzen in der Hand, Klosterfrauen und Ordensleute, hohe Offiziere, hohe Geistliche, Hofwürdenträger in Prunkuniformen und Prunkgewändern, der alte Prinzregent selber unter einem Baldachin zwischen Bischöfen, Krongardisten in leuchtend blauen Röcken und weißen, silberverschnürten Kollern, den bayrischen Löwen auf ihren goldenen Helmen, Fanfarenbläsern und Kesselpauker voran. Aber am stärksten und entschieden peinlich berührte mich die Teilnahme der Universität. Brentano im roten Talar des Rektors mit der schweren Amtskette, Professoren in schwarzen Roben, Studenten im Wichs. Mir schien die Wissenschaft entwürdigt und um ihre Freiheit gebracht: ancilla theologiae (die Magd der Theologie). Über die gesamte Prozession urteilte ich: »In ihrem theatralischen Wesen ist sie undeutsch; ich dachte, so etwas könnte man nur in Italien oder Spanien, allenfalls in Österreich zu sehen bekommen.«¹³ Für den seit 1891 in Berlin aufgewachsenen Klemperer bestand das Deutschsein aus dem Dreiklang von preußisch, protestantisch und aufklärerisch. Er stand dem nationalliberalen Gedanken nahe. Den Beginn des Ersten Weltkriegs erlebte Klemperer in Neapel, wo der inzwischen habilitierte Privatdozent an der Universität als Deutschlektor arbeitete. Als am 23. Mai 1915 Italien sich für einen Kriegseintritt an der Seite der Entente-Mächte entschied, meldete er sich als Kriegsfreiwilliger und reiste nach Deutschland zurück, weil er es für seine patriotische Pflicht hielt. Er hatte sich seine Liebe zum Heer bis 1933 bewahrt und noch lange gehofft, „vom Heer möchte die Erlösung kommen.“¹⁴ Mit der Meldung als Kriegsfreiwilliger fand er auch die Anerkennung seiner älteren und erfolgreichen Brüder Georg (1865–1946) und Felix (1866–1932), die für ihn „so zeitlos alt wie die Eltern selber und durch den Glanz ihres hauptstädtischen Lebens beinahe noch größere Respektspersonen als diese“¹⁵ waren; ihren übertriebenen und unreflektierten Nationalismus lehnte er allerdings ab. Bruder Georg war bereits mit 24 Jahren Oberarzt an der Charité, habilitierte sich, wurde Professor und Autor eines berühmten Lehrbuches der inneren Medizin, das schon bald als der „grüne Klemperer“ ganze Ärztegenerationen prägen sollte. 1922/23 wurde er wiederholt nach Moskau gerufen, um den erkrankten Lenin zu behandeln.¹⁶ Bruder Felix, ebenfalls ein angesehener Arzt, wurde während des Krieges zum Oberstabsarzt und zum Gouvernements-

12 KLEMPERER: Curriculum Vitae, Bd. 1, S. 285.

13 Ebd., S. 286.

14 Ebd., S. 348f.

15 Ebd., S. 36.

16 KLEMPERER: Leben sammeln, nicht fragen wozu und warum. Tagebücher 1918–1924, Berlin 1996, S. 568, sowie „Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten.“ Bd. 1: Tagebücher 1933–1945, Berlin 1995, S. 733, Anm. zu S. 266.

arzt beim Oberbefehlshaber Ost („Ober-Ost“) im litauischen Kowno (Kaunas) ernannt.

Der 34-jährige Kriegsfreiwillige Victor Klemperer erhielt in einem Schnellkurs eine Ausbildung zum Kanonier und wurde im November 1915 zur 6. Batterie des 6. Bayerischen Feldartillerieregiments an die Westfront kommandiert. Stationsort war Haubourdin bei Lille. Sein ursprünglicher Kriegspatriotismus war inzwischen einer realistischeren Betrachtung des Kriegsgeschehens gewichen. Bereits am 15. August 1914 hatte er in seinem Tagebuch festgehalten: „Es ist greulich, in diesem allgemeinen Blutbad die Lenkung eines menschenfreundlichen Gottes zu empfinden. [...] Greulich, dumm und so unzeitgemäß. Freilich: unzeitgemäß – dieser ganze Krieg, sein Heldentum, seine Grausamkeit (in Belgien verstümmelte Verwundete!) kommt mir vor wie auferstandenes Mittelalter. Das Häufchen Intellektueller schämt sich jetzt seines Fortschritts, will wie die Masse empfinden, taucht in ihr unter, feuert sie an, stürmt mit ihr, stirbt mit ihr, betet sogar mit ihr. Ich bin über den ganzen Gang der Ereignisse, über den ganzen Gefühlszustand bei uns eigentlich immer gleichzeitig verzweifelt und entzückt.“¹⁷

Im März 1916 erkrankte Klemperer an einer schweren Nephritis [Nierenentzündung] und wurde zunächst in ein Lazarett in Wavrin (Arrondissement Lille) eingeliefert; im April 1916 wurde er in dem „Sanitätszug der vereinigten westfälischen Städte“ nach Westfalen gebracht. In Unna verteilte man die Verwundeten auf verschiedene Krankenhäuser bzw. Lazarette. Im Zugabteil Klemperers erhielten die Patienten rote Karten für den Bestimmungsort Paderborn und grüne Karten für Lippstadt. Klemperer erhielt zufällig eine rote Karte. „So kam ich am späten Abend nach Paderborn und ins Sankt-Vinzenz-Krankenhaus. [...] All mein Erinnern an die Paderborner Zeit [...] pflegt immer mit einer Szene zu beginnen, die ich genau neununddreißigmal erlebte, denn neununddreißig Tage war ich dort, wie der Ausdruck lautet, »in Behandlung«. Jeden Abend, gleich nach dem Einschlafen, aber auch nicht früher, wurde die Tür mit energischem Knallen der Klinke weit aufgerissen. Auf dem steinernen Boden des hallenden Korridors kniete eine Schwester mit weißer großer Flügelhaube und sprach sehr laut und sehr monoton ein langes Gebet zur heiligen Jungfrau, dem aus allen Zimmern respondierte wurde. Es gipfelte in dem Satz: »Und sollte es Gottes heiligem Willen gefallen, daß dies meine letzte Nacht sei, und wenn ich sterben sollte, ohne [...] Ich weiß den Wortlaut nicht mehr, aber der Sinn war: ohne das Sakrament empfangen zu haben, dann bitte für mich. Auch morgens und mittags ereignete sich das Türaufreißen und Beten, aber der allabendliche Satz machte doch den größten Eindruck auf mich. Erst schien er mir innerhalb eines Krankenhauses ärgerlich unangebracht und brutal; nachher sagte ich mir, daß er für einige eine wohlthätige Vorsichtsmaßregel bedeute und für die meisten eine gedankenlos hingenommene Gebetsformel unter hundert anderen Kultformeln. – Mit diesem Früh-, Mittag- und Abendbeten vom Korridor aus war es aber nicht getan. Über jedem Bett war nicht nur die Krankheit und die Fieberkurve, sondern auch die Konfession des Patienten verzeichnet, und jeder Katholik mußte unweigerlich an der täglichen Andacht in der Kapelle teilnehmen. Wenn er nicht aufstehen konnte, so wurde sein Bett auf die breite Galerie der Kapelle gerollt; wenn er bewußtlos

¹⁷ KLEMPERER: Curriculum Vitae, Bd. 2, S. 189f.

war, so strömte doch die heilige Handlung über ihn hin, wenn die Bewegung des Bettes seinem Körper schlecht tat, so läuterte sich doch seine Seele.¹⁸ Das St. Vinzenz-Krankenhaus sorgte auch für das Seelenheil der protestantischen Gläubigen, wenn auch in bescheidener Weise. Die Gottesdienste fanden in einem Behelfsraum statt, in dem ein Harmonium stand. Ausdrücklich hebt Klemperer hervor, dass die „liebevollte Sorgfalt der Vinzentinerinnen¹⁹ niemals nach dem Bekenntnis der Kranken fragte: „Sie waren die besten, die freundlichsten, die unermüdlichsten Pflegerinnen, ich möchte gern im Häufen des Lobes fortfahren, aber es würde nach Phrase klingen und wäre doch nicht genug. Dabei legten sie in ihrer strengen Tracht keine feierliche Würde an den Tag oder etwa eine betont stille und demütige Heiterkeit im Herrn. Sie konnten sehr derb und sehr lustig sein, sie hörten vergnügt zu, wenn Soldatenlieder gesungen wurden, sie gingen mit Natürlichkeit und Behagen auf drastische Geschichten ein, sofern es nicht gerade Zoten waren. Dann wieder offenbarten sie ohne alle Affektation eine klösterliche Zartheit des Empfindens.“²⁰

Am 1. Mai 1916 wohnte Klemperer der Einkleidungsfeier bei. Einige fünfzig Mädchen wurden teils zu Nonnen geweiht, teils von der einjährigen Lehrzeit zur zweijährigen Prüfungsfrist befördert.²¹ Er beschreibt diese Feier mit leicht ironischem Unterton, aber auch mit großer Empathie für einen Vorgang, der dem vom Judentum zum Protestantismus konvertierten Betrachter völlig fremd sein musste: „Ein Weihbischof²² [...] zelebrierte. Es war ein Kostümfest. Dem Bischof wurden immer neue Gewandstücke umgelegt, während er betete, sprach, sich verneigte, wehräucherte [...] Er schritt hinaus und kehrte als ein anderer aus der Kulisse zurück [...] Auch die Bräute Christi hatten ihren Anteil an der Kostümfülle. Ganz weiß und weiß verschleiert zogen sie mit langen brennenden Kerzen hinter dem die Gemeinde segnenden Bischof zu den vordersten Kirchenbänken ein. Danach, im zweiten Akt, trugen sie bereits die Schwestertracht, das schwarze Kleid und die weiße Riesenhaube mit dem Schnabel über der Stirn und den breiten Genickstücken. Und zu der Beschäftigung der Ohren trat einschläfernd, betäubend, berauschend wie der aufsteigende Weihrauchduft die Monotonie der endlosen Responsorien, der immer gleichen langen Weiheformel für die Defilierenden: »Empfange den Schleier [...] Empfange den Schleier.« Klemperer empfand den Vorgang als „raffiniert theatralisch“, fügt indes hinzu: „Aber ich sah doch die schwärmerische Hingabe auf den Gesichtern der neuen Klosterfrauen, und wenn das Rausch war, so konnte ich am Wesen unserer Krankenschwestern täglich erkennen, wie dieser Rausch vorhielt und wie Hohes er bewirkte. Vielleicht hätte Genosse Patzke geurteilt: »Et is eene große Relijon.«“²³

Im St. Vinzenz-Krankenhaus lernte Klemperer einen lungenkranken Philologen kennen, der am Gymnasium Theodorianum unterrichtete und der ihm erzählte, die Schule habe

18 Ebd., Bd. 2, S. 442f.

19 Ebd.

20 Ebd., S. 443f.

21 Ebd., S. 444.

22 Der Weihbischof war Dr. theol. h. c. Heinrich von Lanzenuer (1861–1925), der 1912 zum Weihbischof geweiht wurde. (Frdl. telefonische Auskunft des Archivs der Erzdiözese Paderborn vom 26. Juli 2018)

23 KLEMPERER: Curriculum Vitae, Bd. 2, S. 445.

„dreizehntausend Bände an die Leonina, die Bibliothek der Theologischen Fakultät, abgegeben.“²⁴ Er empfahl Klemperer, sich an den Bibliotheksdirektor Professor Müller zu wenden. Peter Hermann Müller (1868–1932) wurde 1901 zum Professor für Moralthologie ernannt und war damit auch für die Akademische Bibliothek zuständig. Er war seit 1909 Mitbegründer der Zeitschrift „Theologie und Glaube“, einer der ältesten theologischen Zeitschriften.²⁵ Die Begegnung zwischen den beiden Gelehrten in der Bibliothek im Jahre 1916 verlief, wie Klemperer schildert, sehr herzlich: „Der riesige, dicke, laute Mann im Priesterrock empfing mich sogleich liebenswürdig; [...] Regeln seien dazu da, von Zeit zu Zeit durchbrochen zu werden, und mir tue »andere Luft« not. Er werde sich sogleich bei seinem Freunde, dem Oberstabsarzt Weber, dafür verwenden, daß ich größere Bewegungsfreiheit erhalte, ich könnte mir jeden Morgen beim Pförtner den Schlüssel zum Lesesaal geben lassen. – »Sie werden allein sein, unsere Seminaristen stehen im Felde«, ich dürfte nach meinem Belieben Bücher ins Vinzenzhaus mitnehmen oder auf dem Lesesaal arbeiten. »Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts finden Sie in Menge; man muß doch seine Gegner kennen.« [...] Nun saß ich also täglich von acht Uhr morgens bis gegen elf in dem schönen einsamen Lesesaal bei meinen Franzosen, und danach [...] waren wir (d. i. Klemperer und seine Frau Eva) bis sieben Uhr abends völlig unbehindert zusammen; nur zu Mittag aß ich aus notwendiger Sparsamkeit meist im Vinzenzhaus.“²⁶

Das Paderborner Priesterseminar Collegium Leoninum wurde während des 1. Weltkriegs als Lazarett genutzt, worüber Klemperer im Berliner Tageblatt und in der Handelszeitung am 11. November 1916 berichtet: „Im ‚Leokonvikt‘ ist es gestopft voll von kranken und verwundeten Soldaten. Aber oben sind die neuen Räume der bischöflichen Bibliothek. Ich darf hinein, darf alles sehen, darf mir selber Bücher wählen. [...] Die Seminaristen [...] sind in den Krieg gegangen. Nur ein alter Bibliothekar schafft unermüdlich. Und wieviel Wertvolles haben sie hier [...] Und nicht etwa nur katholisch Theologisches: wie reichlich sind die Herren Gegner, wie reichlich auch die anderen Wissenschaften vertreten.“²⁷

Klemperer, der sich damals intensiv mit der französischen Literatur beschäftigte, erinnerte sich noch Jahrzehnte später an die Bemerkung von Professor Müller zur Literatur der Aufklärung, man müsse doch seine Gegner kennen! Im Jahre 1950, als er um die Existenz der Romanistik in der ehemaligen DDR kämpfte, kritisierte der Schriftsteller und Lyriker Stephan Hermlin (1896–1967) die Wiederauflage von Klemperers Vorträgen über „Die moderne französische Literatur und die deutsche Schule“ aus dem Jahr 1925. In einem Brief vom 29. April 1949 wirft Hermlin dem Autor vor, er habe die Bedeutung reaktionärer Texte zu sehr betont und er rät ihm: „Wenn Sie genug Marx, Engels, Lenin und Stalin

24 Ebd., S. 447. – Dazu SCHMALOR, Hermann-Josef: Die Erzbischöfliche Akademische Bibliothek (EAB) in der Tradition der Bibliotheca Theodoriana, in: HENGST, Karl (Hrsg.): Ein Jahrhundert Akademische Bibliothek Paderborn. Zur Geschichte des Buches in der Mitteldeutschen Kirchenprovinz mit einem Verzeichnis der mittelalterlichen Handschriften in Paderborn, Köln 1996, S. 532f. – Für diesen Hinweis und die Hinweise in den Anmerkungen 21 und 23 danke ich Professor Dr. Hans-Walter Storck, Direktor der Erzb. Akad. Bibliothek.

25 HONSELMANN, Wilhelm: Die Direktoren und Mitarbeiter der Bibliothek, in: HENGST, Karl (Hrsg.), a. a. O., S. 31.

26 KLEMPERER: Curriculum Vitae, Bd. 2, S. 447f.

27 Zitiert bei, SCHMALOR, Hermann-Josef: Die Erzbischöfliche Akademische Bibliothek (EAB) in der Tradition der Bibliotheca Theodoriana, S. 534.

lesen, dann kennen Sie Ihre Gegner besser als sich selber.“²⁸ Darauf antwortet Klemperer: „Sie sagen, ich hätte mit meinem Bande der deutschen Jugend einen schlechten Dienst erwiesen. Wenn sich das incriminierte opus wirklich an die Schuljugend wendete, worauf freilich kein mit unseren Schulverhältnissen nur im geringsten Vertrauter verfallen kann, dann wäre Ihr Vorwurf berechtigt, denn man soll Unmündige nicht mit reaktionären Gedanken belasten. Aber leider sieht es fast so aus, als wollten Sie mein Buch auch der studierenden Jugend ferngehalten wissen. Und in diesem Fall muß ich Ihnen den erhobenen Vorwurf mit einer sehr ernstesten Variante zurückgeben. Denn so erweisen Sie unserer Wissenschaft und unserem wissenschaftlichem Ansehen einen grundschtlichen Dienst. Wobei ich das >unser< hier im eindeutig politischen Sinn des Parteigenossen gebrauche. Als ich während des ersten Weltkrieges als Rekonvaleszent in einem stockkatholischen Hospital des schwarzen Paderborn lag, lud mich ein weltgewandter Geistlicher ein, die Bibliothek des erzbischöflichen Seminars zu benutzen. Das werde mir wenig helfen, meinte ich, denn ich sei mit dem Studium der französischen Aufklärung beschäftigt. Ich möge nur kommen, riet er, und wirklich fand ich dort in langen Reihen und besten Ausgaben die ganze antiklerikale Aufklärungsliteratur. Er sah meine Überraschung und sagte lächelnd: »Wir müssen doch unsere Gegner kennen.«“²⁹

Eva Klemperer logierte im Hotel Gerbault, das sich zum damaligen Zeitpunkt am Rathausplatz 14 befand. Von der Terrassentür ihres Zimmers aus sah man „auf den Reitplatz der blauen Husaren hinunter, die noch das N auf den Achselklappen ihrer Friedensuniform trugen – das elegante Regiment hatte dem Zaren Nikolaus gehört.“³⁰ Damals konnte man vom Hotel Gerbault bis zum Abdinghof blicken, auf die Kaserne für das Husarenregiment und auf die Offiziersreitschule mit dem Reitplatz.³¹ Auch die Brüder Berthold und Georg eilten an das Krankenbett Victor Klemperers; nach einer Untersuchung mit dem behandelnden Krankenhausarzt Dr. Mühlbach teilte Georg Klemperer dem kranken Bruder mit: „Du wirst nach Deiner Entlassung aus dem Krankenhaus für sechs Wochen zur Kur nach Driburg geschickt.“³²

Zunächst aber erkundete Klemperer mit seiner Frau Eva die Stadt Paderborn, in der sich der Frühling „mit einer ungeheuren Üppigkeit“ entfaltet hatte: „die Pracht des Blühens und der steinerne Prunk der alten Kirchenveste hoben sich wechselseitig. Aber das Schönste und Eigenartigste an Paderborn war doch das Wasser. Unter den massiven, in Gärten gebetteten Bauten des Stadthügels, unter dem Riesendom quillt es in breiten Linien hervor, flach, aber reichlich und stark strömend und leuchtend klar. Und plötzlich und rätselhaft – ich kann den Punkt, ich kann die Art der Vereinigung nicht finden – ist aus dem allgegenwärtigen Rieseln, Sickern, Plätschern und Gurgeln ein geschwollener Bach geworden, der brausend und reißend seinen Weg nimmt. Schwindelerregend und betäubend ist all das

28 Zitiert bei: JACOBS: Victor Klemperer. Im Kern ein deutsches Gewächs, S. 332.

29 Briefe an Hermlin 1946–1984. Hrsg. von Silvia SCHLENSTEDT, Berlin/ Weimar 1985, Brief Nr. 19, S. 23f.

30 KLEMPERER: Curriculum Vitae, Bd. 2, S. 449.

31 Frdl. telefonische Auskunft des Kreis- und Stadtarchivs Paderborn vom 26.8.2018.

32 KLEMPERER: Curriculum Vitae, Bd. 2, S. 451.

Flirren und Fließen, der ganze Boden scheint in Bewegung, aber das Michaelskloster und das Gericht und der Dom stehen fest mit gewaltiger Wucht, und das Grün der Gärten mildert die Unrast und dämpft die Gewalt.“³³

Ende Mai 1916 wurde Klemperer dann nach Bad Driburg überwiesen: „Die Stadt ist eher ein wohlhabendes Dorf. Lauter Fachwerkhäuser mit großen Mittelhallen unter dem Giebel, deren Holztore tagüber [sic!] offenstehen und die als Geräteschuppen dienen und als Raum für Bauern- und Handwerksarbeit. Das Bad war und ist wohl noch der Kurort bescheidener Leute, solvente gehen bei gleichen Leiden nach Wildungen. Driburg gehört den Kassenpatienten, einige Bergwerke und Industrieunternehmungen haben hier eigene Erholungsheime für ihr Personal. Im Jahre 1916 trat der soziale Unterschied zwischen Wildungen und Driburg besonders stark hervor: Dort wurden die Nieren der kranken Offiziere, hier die Mannschafsnieren kuriert. Aber von den Besuchern abgesehen, macht das Bad durchaus keinen ärmlichen Eindruck, im Gegenteil: Es besitzt eine ausgeprägte stille historische Eleganz. Es ist gräflich O(e)ynhausenscher Besitz, und auf seine Anlage haben bestimmt die »Neue Heloïse« und Delilles »Gärten« eingewirkt³⁴, doch so, daß alles Französische wunderschön ins Westfälische transponiert wurde. Auch hier stehen nur Fachwerkbauten, aber es sind große und stattliche Herrenhäuser, und sie stehen in einem sehr gepflegten Park mit weiten lichten Rasenflächen und malerisch angeordneten Baumgruppen, in denen jeder einzelne Stamm zur Geltung kommt, und unter den Bäumen wiederum dominiert in herrlichen Exemplaren als besonderer Schmuck Westfalens die Blutbuche. Der naturbetonte Park geht ohne Abgrenzung in freie, kaum weniger gepflegte Landschaft über, aus dem Rasen werden Wiesen, aus den Baumgruppen Laubwald, gemischter Wald, Nadelwald; der Rosenhügel, über den der Weg nach dem Dorf Ahlhausen führt, gehört halb noch zum Park, halb schon zur freien Landschaft. [...] Etwas energischer als die übrigen Höhen der Nachbarschaft schien mir der Berg anzusteigen, auf dem zu Häupten der Stadt die Ruine der Iburg steht; über ihr reckt sich ein Waldstück wie ein hochgebürsteter Haarschopf.“³⁵

Für Klemperer war der Aufenthalt in Driburg überaus angenehm. Seine Frau Eva hatte eine günstige Unterkunft mit Garten gefunden, auch hier „zwischen den Obstbäumen, der Ziege und den Hühnern, neben der bald angeschafften Hängematte meiner Frau habe ich mehr Zeit zugebracht als im militärischen Genesungsheim.“³⁶ Der militärische Zwang entfiel fast gänzlich, Klemperer erhielt zwischendurch Ausgang nach Paderborn, um sich Bücher aus der Akademischen Bibliothek zu besorgen, traf sich auf dem Rückweg mit seiner Frau in Altenbeken. Das Lieblingsziel wurde Ahlhausen; im Dorfkrug gab es „die schönsten frischen Waffeln, und wenn man Brot und Butter zum Kaffee bestellte, wurde das Brot

33 Ebd., S. 449f.

34 ROUSSEAU, Jean-Jacques: *Julie ou La Nouvelle Héloïse* 1761; ins Deutsche übersetzt von DENHARDT, Hermann: *Die neue Heloïse*. Bd. 1 u. 2, Leipzig 1880 u. 1890–DE LILLE, Abbé (Jacques): *Les jardins, ou L'art d'embellir les paysages*. Poème, Paris 1782; ins Deutsche übersetzt von TRUGOTT, Christian Friedrich VOIGT: *Die Gärten*. Ein Lehrgedicht in vier Gesängen, Leipzig 1796.

35 KLEMPERER: *Curriculum Vitae*, Bd. 2, S. 455.

36 Ebd.

ohne Marken verabreicht und eine volle Butterdose zur freien Benutzung auf den Tisch gestellt.³⁷ Gemeint ist das Gasthaus »Dreizehnlinden«, so benannt nach dem Epos von Friedrich Wilhelm Weber, einem Autor, der Klemperer unbekannt war: „Ich hatte zuvor weder ihn noch sein Werk jemals nennen hören. Aber in Driburg trieb man förmlichen Kult mit ihm; sein Bild, sein Geburtshaus, seine Verse waren auf Ansichtskarten wiedergegeben, im Lokalblättchen wurde er zitiert, im Genesungsheim eifrig gelesen. Ich dachte: Lokalpatriotismus; ich dachte das erst recht, nachdem ich das Epos (Frau Eva) vorgelesen hatte: flüssige Verse und fromme katholische Gesinnung ohne Fanatismus – aber typisches Epigonentum in der Handlung und den farblosen Charakteren. Nachher war ich überrascht, aus Richard M. Meyers Literaturgeschichte den »ungeheuren Erfolg« und die weite Verbreitung des Buches zu erfahren.“³⁸

Um Victor Klemperer einen weiteren Einsatz an der Front zu ersparen, bewirkte Bruder Felix, in Absprache mit Berthold und Georg als Gouvernementsarzt in Kowno beim Ober-Ost, dessen Kommandierung als Zensor beim Buchprüfungsamt Ober-Ost, Presseabteilung Nr. 3321. Da das Deutsche Reich den polnischen Staat – zumindest nach außen hin – als selbstständig anerkennen und als Verbündeten gewinnen wollte, sollte die Pressestelle antipolnische Literatur, aber auch großpolnische Propaganda verhindern. In der Pressestelle arbeitete Victor Klemperer zusammen mit den Malern Magnus Zeller und Karl Schmidt-Rottluff, mit den Schriftstellern Hanns-Heinz Ewers, Herbert Eulenburg, Richard Dehmel und Arnold Zweig. Als in Leipzig eine weitere Zensurstelle eingerichtet wurde, ließ sich Klemperer in die sächsische Kunst- und Kulturstadt versetzen, eine Stadt, die ihn sehr beeindruckte. Am 1. April 1918 wurde er wieder als k.v. (kriegsverwendungsfähig) eingestuft. Um einem Fronteinsatz zu entgehen, reiste er nach Berlin, ließ sich von den ärztlichen Brüdern Georg und Felix untersuchen, die wiederum eine Kur in Driburg für nötig hielten. Der genehmigte dreiwöchige Kuraufenthalt war dann „wieder wunderschön, noch viel schöner als das erste Mal. Anfangs hatten wir den bunten Herbst, wie er im Buche steht (bunter Herbst bedeutet seitdem für mich unweigerlich das Bild des Laubwalds bei Siebenstern), danach den bösen Herbst mit Nebel, Regengüssen, nassen braunen, schwarzfleckigen Blättermassen am Boden, pfeifendem Sturm, und auch der böse Herbst war dann wieder wunderschön. Aber herrlicher als der Naturgenuß war doch das Sattessen. Diese Gewißheit, du wirst nicht hungrig vom Tisch aufstehen, wenn die Schüssel leer wird, wird sie noch einmal gefüllt, es gibt wirklich Fleisch, es gibt reichlich Brot, und du kannst es sogar schmieren, mit richtiger Butter, nicht nur mit Margarine – ich konnte während der Mahlzeiten und zwischen den Mahlzeiten, ich konnte sogar mitten im Bewundern des

37 Ebd., S. 457.

38 Ebd., S. 458. – »Dreizehnlinden« erschien 1878 beim Verlag Ferdinand Schöningh in Paderborn. Weber wählte für sein Epos in 25 Gesängen den vierfüßigen Trochäus. Die ersten bereits 1874 entworfenen Gesänge waren reimlos. Dazu benutzte er den Stabreim, der in den zeitlichen Rahmen der Dichtung passt („frisch und freudig“, „Haus und Hügel“, „Welt und Wissen“, „Zins und Zehnten“). Weiter liebt er es, Worte und Verse zu wiederholen, um eine Klimax zu erreichen. Der Lyriker Emanuel Geibel, vom Wert des dichterischen Werkes überzeugt, informierte seinen Freund Emil Rittershaus in Barmen. Rittershaus schrieb eine glänzende Rezension in der Elberfelder Zeitung. So gewann Weber über Nacht Berühmtheit. [https://de.wikipedia.org/wiki/Dreizehnlinden_\(Friedrich_Wilhelm_Weber\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Dreizehnlinden_(Friedrich_Wilhelm_Weber)). Abgerufen am 5. 9. 2018

bunten Waldes von solchen Gedanken umringt sein [...] In Driburg ging es fast friedensmäßig zu, wenige hundert Kilometer entfernt wurde gehungert.“³⁹

Am 24. Juli 1918 erhielt Klemperer ein Telegramm aus München: „Berufung an Universität Gent für Sie unterwegs. Herzlichen Glückwunsch. Vossler.“ Wenn Deutschlands Kapitulation diese Berufung im November 1918 auch zunichte machte, so hatte Klemperer den Krieg überlebt; jedoch – so notiert er Jahre später –: „Millionen sind aus dem Weltkrieg als Ungläubige, als Revolutionäre, als Pazifisten und Weltbürger zurückgekehrt, andere – nicht ganz so viele – als Gottgläubige, als erbitterte Nationalisten; alle haben irgendein Dogma bewahrt oder gewonnen. Ich für meinen Teil habe nur den Zweifel heimgebracht, den absoluten Zweifel an jeder Position.“⁴⁰

39 KLEMPERER: Curriculum Vitae, Bd. 2, S. 563–565.

40 Zitiert bei JACOBS: Victor Klemperer. Im Kern ein deutsches Gewächs, S. 88.

Die Methoden der Rekonstruktion historischer Wetterdaten

von Walter Rentel

1. Einführung

Ein Rückblick in die klimatische Vergangenheit wirft zunächst Definitionsprobleme auf und provoziert die Frage: „Was ist eigentlich Klima?“ Wir unterscheiden im deutschen Sprachgebrauch die Begriffe Wetter, Witterung und Klima. Das Wetter ist dabei das sich kurzfristig, tagtäglich abspielende, spürbare Geschehen in der unteren Atmosphäre (Troposphäre) zu einem bestimmten Zeitpunkt, an einem bestimmten Ort, wie er durch die meteorologischen Hauptelemente (Temperatur, Niederschlag, Luftfeuchtigkeit, Luftdruck, Wind, Strahlung) und ihr Zusammenwirken gekennzeichnet ist. Die Witterung ist an Lebenszyklus und -dauer von Luftdruckgebilden orientiert, die den durchschnittlich vorherrschenden Charakter des Wetterablaufs von einigen Tagen oder Jahreszeiten bestimmen. Das Klima ist der durchschnittliche Verlauf des chaotischen Geschehens 'Wetter' an einem bestimmten Ort bzw. in einer bestimmten Zone der Erdoberfläche. Es wird durch statistische Gesamteigenschaften (Mittelwerte, Häufigkeiten) der genannten meteorologischen Elemente (Klimaelemente) charakterisiert. Nach Übereinkunft der Weltorganisation für Meteorologie (WMO) stellt das Klima das „mittlere Wetter“ über einen 30-jährigen Zeitraum dar. Diese „Normalperiode“ wurde erstmalig 1935 für die Klimaperiode 1901-1930 festgelegt. Sie ist klimahistorisch willkürlich. Die Natur kann mit solchen menschlichen Normen oder Zäsuren nichts anfangen. Es gilt heute die WMO-Norm 1961-1990. Durch den räumlichen und zeitlichen Maßstab unterscheidet sich damit das Wetter vom Klima. Wetter und Klima werden aber zusätzlich durch die Stoffkreisläufe (Wasser und Kohlenstoff) der Erde und durch die Strahlungsenergie der Sonne beeinflusst. Die bisherigen Definitionen verdeutlichen, dass die Vorgänge des Wettergeschehens gleichzeitig Grundlagen für das Klima sind. Dabei ist aber zu beachten, dass, wenn 30-jähriges Wetter erst einmal induktiv zu einem Klimawert verdichtet worden ist, eine deduktive Entzerrung in die Einzelkomponenten nicht mehr möglich ist. Die Beachtung dieses Aspektes ist bei der Rekonstruktion historischer Wetterdaten wichtig. Im Hinblick auf eine saubere Definitionsgrenze spielt die Zeit eine wichtige Rolle, um zu wissen, ob man über das Wetter oder das Klima schreibt.

Die Rekonstruktion von Klimaverhältnissen der Vergangenheit ist neben der Klimafolgenforschung ein bedeutender Forschungsbereich der Historischen Klimatologie. Eine Erkenntnis der 1960er Jahre war die Wandelbarkeit des Klimas. Es war nie konstant. Die Historische Klimatologie bezieht sich auf den Zeitraum des Holozäns (siehe Abb. 1)¹,

¹ BEHRINGER, Wolfgang: Kulturgeschichte des Klimas, München 2007, S. 34.

Mauelshagen² ist jedoch der Auffassung, dass Klimarekonstruktionen auf Basis schriftlicher Quellen nicht über die letzten 1.000 Jahre hinausreichen (Abb. 1).

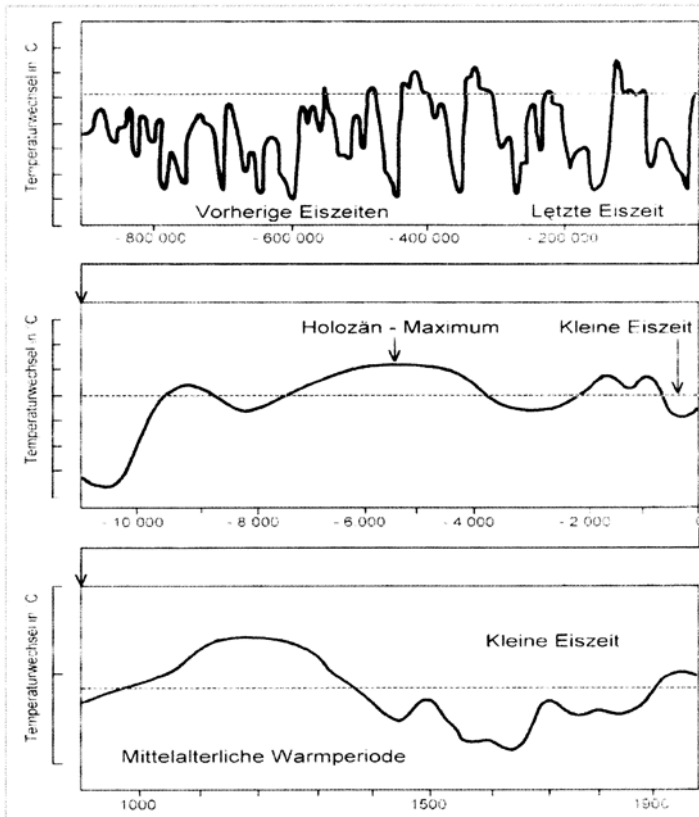


Abb. 1:
Die Wandelbarkeit des
Klimas (Zeitangaben vor
heute (2000),
die gestrichelte Linie =
Normalperiode
(1961-1990).

Mit der Abb.1 wird gleichzeitig verdeutlicht, dass die einfachste und gebräuchlichste Art, „Klimageschichte“ zu schreiben, die Präsentation von Temperaturkurven ist. Damit wird die nicht fassbare komplexe Größe „Klima“ auf einen Wert, die Temperatur, reduziert. Das ebenso wichtige Element Niederschlag wird selten verwendet. Das hat seinen Grund in der unterschiedlichen räumlichen Differenzierung des Niederschlages.

Die Interdisziplinarität des relativ neuen Forschungsfaches Historische Klimatologie – die erste Definition erfolgte 1978 in der Zeitschrift „Nature“³ – wird daran deutlich, dass neben der Meteorologie und der Zeit auch der Raum als geographische Kategorie bei der Rekonstruktion historischer Wetterdaten relevant ist. Dieser Aspekt ist insofern wichtig, als sich die bisherigen Rekonstruktionen von Pfister und Glaser auf Mitteleuropa und die Schweiz bezogen. Rekonstruktionen für kleinere geographische Räume (regional/lokal), wie das Paderborner Land, fehlen völlig.

2 MAUELSHAGEN, Franz: Klimageschichte der Neuzeit 1500-1900 (Geschichte kompakt), Darmstadt 2010, S. 37.

3 Ebd., S. 16.

2. Die makro- und mikrohistorische Quellenlage

Die Historische Klimatologie befasst sich vor allem mit der Interpretation schriftlicher Quellen, zu denen auch historische Instrumentenmessdaten gehören. Mit Einführung des amtlichen, standardisierten Messnetzes im Jahre 1881 endete der klimageschichtliche Zeitabschnitt, die sog. Paläoklimatologie.

Nach gängigem Forschungsstand werden grundsätzlich zwei Quellen unterschieden: die aus Archiven der Gesellschaft (Schriftquellen) und die aus Quellen der Natur (Sachquellen). Die Abb. 2 und Abb. 3 geben dazu einen Überblick.

Informationen	Archive der Gesellschaft		
Direkte Beobachtung und/oder instrumentelle Messung meteorologischer Parameter	Schriftliche Quellen	beobachtet	gemessen
		<ul style="list-style-type: none"> - Anomalien - Naturgefahren - Wetterlagen - tägliches Wetter - Sonnenaktivität 	<ul style="list-style-type: none"> - Luftdruck - Temperatur - Niederschlag - Wasserstand
Indirekte Daten (Proxydaten) Spuren klimatisch beeinflusster Prozesse	Schriftliche Quellen	organisch	anorganisch
		<ul style="list-style-type: none"> - Pflanzenphänologie: Blüte- und Reifezeit, Erntetermine und Erntevolumen von Kulturpflanzen - Volumen und Zuckergehalt von Weinmosternten 	<ul style="list-style-type: none"> - Hoch- und Niedrig- wassermarken - Vereisung von Gewässern - Schneefall, Schneebedeckung <p><i>kulturell</i></p> <ul style="list-style-type: none"> - Bittprozessionen (klimabedingt, insbes. bei Trockenheit) - Bildquellen - archäologische Reste

Typen klimageschichtlicher Informationen, leicht verändert nach Chr. Pfister u. a.:
Wetternachhersage, S. 16.

Abb. 2: Archive der Gesellschaft

Bei den Sachquellen handelt es sich überwiegend um sog. Proxys, das sind Daten indirekter Klimazeugen, die sich nicht sofort erklären lassen. Bei der Erschließung dieser Proxys ist der Klimahistoriker auf die Unterstützung von Geo- und Biowissenschaftlern angewiesen.

Mit Schriftquellen können kontinuierliche, historische Klimaentwicklungen, mit Sachquellen (Proxys) historische Klimazustände erschlossen werden.

Pfister und Glaser sind die Klimahistoriker, die in den 1970er Jahren mit der systematischen Suche nach Wetterinformationen in den Archiven der Gesellschaft und der Natur ihre Datenbanken aufbauten, mit denen dann serielle Zeitreihen gebildet werden konnten. Christian Pfister hat bis 1995 seine Datenbank EURO-CLIMIST aufgebaut und dem all-

Inhalt	Archive der Natur	
Direkte Daten – Beobachtung von Wettererscheinungen oder – Messung von Klimaelementen		
Indirekte oder Proxydaten – Spuren klimatisch beeinflusster Prozesse	<i>organische</i> – Baumringe (Breite, Dichte) – Tier- und Pflanzenreste – Fossiles Holz – Fossile Pollen und Sporen – Torfbildungen, usw.	<i>nicht organische</i> – Eisbohrkerne – terrestrische Sedimente – Seesedimente – Gletscherablagerungen – Rinnenfüllungen, usw.

Abb. 3: Archive der Natur

gemeinen Zugriff für die Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt.⁴ In Deutschland hat Rüdiger Glaser seine Datenbank HISKLID über Jahre zusammengestellt und in seiner „Standardchronik“⁵ veröffentlicht.

Unter mikrohistorischem Aspekt kann festgestellt werden, dass es für das Paderborner Land kaum Quellen aus natürlichen Archiven gibt, um damit serielle Zeitreihen zu erstellen. Die Erschließung von schriftlichen Wetterinformationen (siehe Abb. 1) ist mit umfangreichem Quellenstudium in den Archiven des Paderborner Landes verbunden. In Chroniken, Annalen, Wetterjournalen und Witterungstagebüchern sind Informationen über das Wettergeschehen überliefert. Dabei sind als sehr umfassende Quellen die Wetterinformationen in den Ortschroniken anzusehen. Die preußische Verordnung vom 12. Dezember 1817 verfügte, dass rückwirkend von 1800 an Ortschroniken zu führen seien. Wetterrelevante Vorschriften enthielt der Punkt VII:11.

Darin heißt es:

„11) Am Schlusse jedes Monats eine kurze Bemerkung der in demselben vorgeherrschten Witterung, mit Angabe aller etwa vorgekommenen außerordentlichen Luft- und Naturserscheinungen.“

Eine zusammenfassende Darstellung dieser wetterrelevanten Textstellen (6.000 Seiten) in 11 ausgewählten Gemeinden ist vom Verfasser dieses Beitrages in seiner „Wetter-Chro-

4 PFISTER, Christian: Wetternachhersage - 500 Jahre Klimavariationen und Naturkatastrophen (1496-1995), Bern/Stuttgart/ Wien 1999.

5 GLASER, Rüdiger: Klimageschichte Mitteleuropas – 1200 Jahre Wetter, Klima, Katastrophen, Darmstadt 2001.

nik für das Paderborner Land“⁶ erstellt worden. Die Informationen zum Wetter in dieser Wetter-Chronik sind eine Mischung aus deskriptiven und mit der Zeit zunehmend auch numerischen (gemessene) Daten.

Historische Instrumentenmessungen gab es in Paderborn von 1848-1854 im Rahmen einer von Alexander v. Humboldt veranlassten Initiative, aufgrund derer in Preußen 32 meteorologische Stationen eingerichtet wurden. Darunter war auch der Standort Paderborn, der von Prof. Gundolf geleitet wurde.⁷ Amtliche Instrumentenmessungen gibt es in Deutschland seit 1881. Im Paderborner Land gibt es Messdaten vom Deutschen Wetterdienst (DWD) von Bad Lippspringe seit 1951, von Bad Driburg seit 1937.

3. Die Methoden der „Wetternachhersage“⁸

3.1 DIE INDEX-METHODE

Christian Pfister hat in den 1970er Jahren der Klimarekonstruktion mit der Index-Methode einen neuen Impuls gegeben, nachdem es ihm gelungen war, mit seiner Datenbank (CLIMIST) eine neue Rekonstruierungsgrundlage zu schaffen.⁹ Die in der Datenbank enthaltenen unstrukturierten Wetterinformationen wurden digitalisiert, mit einem neuen Kodierungssystem in Dateien abgelegt und dann systematisch ausgewertet, indem Klassen gebildet wurden. Klassen z. B. für konkrete Hinweise auf Temperaturen und Niederschlag, Angaben über die Windstärke und -richtung, Wolkenbedeckung, Naturereignisse, der Gegenstand sowie die Qualität einer phänologischen Beobachtung und Angaben über Folgewirkungen von Beobachtungen (z.B. Teuerung).¹⁰ Diese Klassen geben die Art, Qualität und zeitliche Auflösung der Informationen wieder. Die qualitativen Informationen werden in einem zweiten Schritt in serielle, gewichtete Indizes (siehe Abb. 4) transformiert, d.h. quantifiziert.¹¹ Abschließend wird die gewonnene Indexreihe in monatlich zeitlicher Auflösung mithilfe moderner Referenzdaten (z. B. 1920-1980) in meteorologische Näherungswerte umgerechnet (d.h. kalibriert und verifiziert) (Abb. 4).

Ströhmer hat diesen Vorgang in seinem Beitrag (siehe FN 11) an einem phänologischen Beispiel erläutert. Eine zeitgenössische Notiz in einem Wetterjournal des 16. Jahrhunderts für einen Frühlingstag lautet: „die Apfelbaumblüte erfroren, leichter Schneefall“. Die methodischen Schritte mit der Indexmethode sehen dann wie folgt aus: „Wetterbeobachtung am Frühlingstag X = 'Apfelbaumblüte erfroren' = 1. Schritt: 'viel zu kalt' / 2. Schritt: 'In-

6 RENTEL, Walter: Wetter-Chronik für das Paderborner Land 1800-2009: Wetter, Klima, Katastrophen; ein Beitrag zur Geschichte der Region, Paderborn 2009.

7 GUNDOLF, Anton: Eine Abhandlung über Meteorologie, Vortrag am 18.8.1855 anlässlich der Schlussfeierlichkeiten der Bischöflichen philosophisch-theologischen Lehranstalt zu Paderborn für das Studienjahr 1854-55, Programmheft 1855.

8 Der Begriff „Wetternachhersage“ wurde 1999 von Christian Pfister geprägt. Siehe dazu: PFISTER, Wetternachhersage.

9 Vgl. PFISTER, Christian: Klimageschichte der Schweiz 1525-1860, Berlin/ Stuttgart 1985.

10 Vgl. RIEMANN, Dirk: Methoden zur Klimarekonstruktion aus historischen Quellen am Beispiel Mitteleuropas, Diss. phil. Freiburg i. Br. 2010, S. 156 ff.

11 Siehe STRÖHMER, Michael: Zaubrerhafte Donnerwetter – Katastrophismus, Hexenangst und die Klimathese zur Kleinen Eiszeit, in: PHM 26 (2013), S. 22, Anm. 58.

Index	Umschreibung	Temperatur	Niederschlag
+3	extrem	viel zu warm	viel zu nass
+2	deutlich übernormal	sehr warm	nass
+1	leicht/mäßig übernormal	zu warm	zu feucht
0	normal	normal	normal
-1	leicht/mäßig unternormal	zu kühl	zu trocken
-2	deutlich unternormal	kalt	trocken
-3	extrem	viel zu kalt	viel zu trocken

Temperatur- und Niederschlagsindizes; vereinfachte Darstellung nach Pfister

Abb. 4: Die Indexstruktur

dex '-3' / 3. Schritt: '-3' entspricht einer Temperaturabweichung von '-5°C' vom statistischen Mittelwert des modernen Referenzzeitraumes.“

Quellenkritisch kann zur Indexmethode angemerkt werden, dass sie bei der Rekonstruktion chronologischer Datenreihen einer zweifach subjektiven Beurteilung unterliegt. Erstens handelt es sich mit Blick auf die jeweilige Wetterinformation (z.B. „Apfelbaumblüte erfroren“) um eine persönliche Wahrnehmung und Beurteilung des Verfassers der Quelle, zum anderen um die subjektive Zuordnung der Information in die Indexstruktur (warum nicht -2 für die erfrorene Apfelbaumblüte?). Die Index-Methode lässt sich auch mathematisch nicht formalisieren. Abschließend kann festgestellt werden, dass sie sich räumlich auf Mitteleuropa und die Schweiz (Pfister) konzentriert. In Deutschland fehlen die „Nordlichter“ völlig.

Daraus kann man sicherlich den Auftrag herleiten, für das Paderborner Land eine „Wetternachhersage“ zu schreiben.¹²

3.2 DIE EX-POST-METHODE

Die Reduzierung der räumlichen Perspektive auf das Paderborner Land führt zu einer geringeren Quellenbasis im Vergleich mit den umfangreichen Datenbanken für Mitteleuropa von Pfister und Glaser. Hinzu kommt, dass wetterrelevante geographische Faktoren und kleinräumige Reliefeinflüsse, wie z.B. die Wetterscheide Eggegebirge, berücksichtigt werden müssen.

¹² Siehe RENTEL, Walter: „Wetternachhersage“ für das Paderborner Land. Eine klimahistorische Studie von 1801 bis 2010, Diss. phil. Paderborn 2018. Elektronische Ressource: <http://digital.ub.uni-paderborn.de/hs/doi/10.17619/UNIPB/1-337>.

Jahr 2010								
Höhe m ü. NN	Stationsname	Jahr	Monat	Tmit	Max.	Min.	Rsum	RRX
91	Bentfeld	2010	1.-12.	9,4	37,2	-15,0	788,7	45,0
143	Borchen	2010	1.-12.	9,7	37,6	-13,9	841,6	47,9
250	Dahl	2010	1.-12.	8,3	35,4	-14,6	760,7	67,3
195	Driburg	2010	1.-12.	7,7	34,4	-18,7	1100,8	42,9
400	Egge	2010	1.-12.	7,3	34,4	-17,3	1080,8	53,9
100	Elsen	2010	1.-12.	9,5	36,4	-14,9	713,0	42,3
350	Feldrom	2010	1.-12.	7,1	33,7	-16,9	1010,0	47,0
176	Otudorf	2010	1.-12.	9,7	36,6	-13,9	861,5	59,8
110	PB-City	2010	1.-12.	9,5	37,4	-13,3	658,0	37,0
250	PB-Hohefeld	2010	1.-12.	8,4	37,9	-15	920,8	45,9
172	Schlangen	2010	1.-12.	9,6	36,7	-15,1	1015,2	53,4
185	Uni	2010	1.-12.	8,3	33,4	-13,9	492,6	45,8
108	Fischteiche	2010	1.-12.	8,5	35,7	-14,5	790,2	48,6
308	Altenbeken	2010	1.-12.	7,6	35,4	-14,8	791,4	42,2
272	Schwaney	2010	1.-12.	7,7	35,7	-16,7	754,4	40,8
157	Lippspringe	2010	1.-12.	9,8	35,2	-16,5	881,4	34,8
	Mittel PBLand	2010	1.-12.	8,6			841,3	
	Mittel Lippspringe(1961-90)			8,9			913,6	
	Mittel Driburg(1961-90)			8,1			1098,0	
	Mittel Lippspringe(1987-2010)			9,6				
	Mittel Lippspringe(1951-2010)			9,2				

Abb. 5: Wetterdaten für das Paderborner Land im Jahr 2010 als räumliche Mittelwerte.

Die Variabilität der Daten in Abb. 5 zeigt bereits deutlich die Abhängigkeit der Einzelwerte von der topographischen Lage und wird entscheidend durch die Reliefstruktur (vertikaler Temperaturgradient von 0,65 K/100 m) bestimmt.

Mit Blick auf die dargestellte mikrohistorische Quellenlage des Paderborner Landes zeigt sich, dass die „Wetter-Chronik“ des Verfassers dieses Beitrages eigentlich eine ergiebige Quelle ist. Da es sich überwiegend um deskriptive Wetterinformationen handelt, ist der Versuch gemacht worden, daraus mit der Index-Methode eine numerische, serielle Zeitreihe zu rekonstruieren. Dieser Versuch ist allerdings fehlgeschlagen, weil es nicht möglich war, aus den vorhandenen Informationen eine monatliche Auflösung zu rekonstruieren. Diese Auflösung ist aber wichtig, um auch Aussagen und Analysen zu den Jahreszeiten machen zu können.

Aus der gegebenen Quellenlage verbleiben dann nur noch die fragmentarischen Zeitreihen des DWD, für Bad Lippspringe seit 1951, für Bad Driburg seit 1937, in zeitlicher Auflösung Monat/Jahr, um damit eine geschlossene Datenreihe von 1801 bis 2010 zu rekonstruieren. Es existiert für das Paderborner Land für diesen Zeitraum keine geschlossene

instrumentelle Messreihe. Die kurze Zeitreihe von 1849 bis 1854 ist bereits erwähnt worden. Diese numerische Datenbasis erfordert ein neues Rekonstruktionsverfahren, um die fehlenden Daten für Lippsspringe von 1950-1801 und für Driburg von 1936-1801 zu rekonstruieren.

Der Verfasser hat dazu die statistisch-mathematische Methode, die Ex-post-Methode, entwickelt. Für das methodische Vorgehen ist dafür grundsätzlich eine Referenzreihe notwendig. Da es für Deutschland nur wenige entsprechend lange, in geographischer Nähe zu den für das Paderborner Land repräsentativen Messreihen Lippsspringe und Driburg liegenden Reihen gibt, hat der DWD die Berliner Reihe zur Verfügung gestellt.

Das methodische Vorgehen für die Rekonstruktion der fehlenden Werte ist die statistische Zeitreihenanalyse. Die drei Zeitreihen Berlin, Lippsspringe und Driburg sind Datenkollektive, deren Einzelwerte Mittelwerte sind. Da es sich um mehrere Zeitreihen handelt, ist eine „[...] genaue quantitative Bewertung der Zusammenhänge bzw. Aufdeckung der betreffenden mathematischen Funktion, die diesen Zusammenhang beschreiben [...]“¹³ nötig. Dazu wird die Regressions- und Korrelationsanalyse benutzt. Mit der Korrelationsanalyse wird die Frage nach der Güte des Zusammenhangs der Zeitreihen gestellt. Dabei drückt der Korrelationskoeffizient r den linearen Zusammenhang aus; $r = 0$ bedeutet keinen Zusammenhang, $r = 1$ einen strengen linearen Zusammenhang. Mit der Regressionsrechnung wird der funktionale Zusammenhang, d. h. die Beziehung der Zeitreihen unter Anwendung der von C. F. Gauß entwickelten Methode der kleinsten Quadrate ermittelt

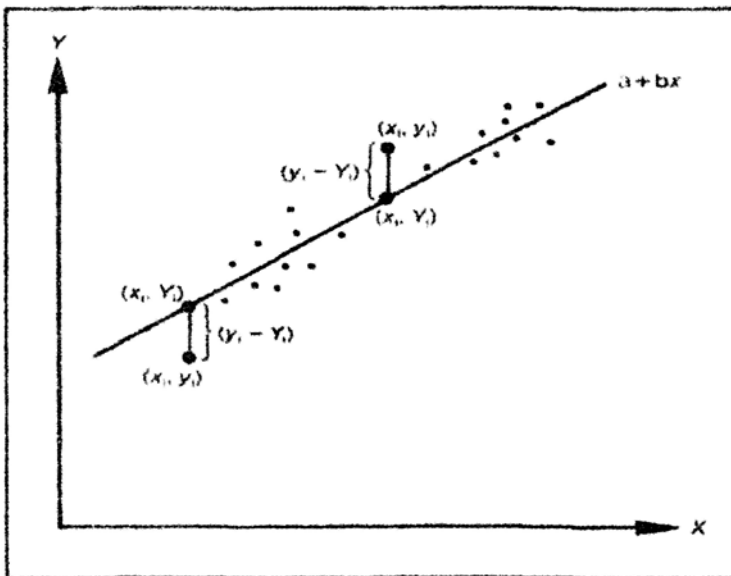


Abb. 6: Die Methode der kleinsten Quadrate (nach C. F. Gauß).

13 SCHÖNWIESE, Christian-Dietrich: Praktische Statistik für Meteorologen und Geowissenschaftler, Stuttgart 2013, S. 229 ff.

und in einer Beziehungsgleichung ($y = a + bx$) beschrieben. Diese Beziehungsgleichung ist die Gerade, für die die Summe der quadrierten Abstände $y_1 - Y_1$ (siehe Abb. 6) zwischen den streuenden Werten und den auf der Gerade liegenden Werten so klein wie möglich wird. Um den linearen Trend der Zeitreihe zu ermitteln, werden mit der Beziehungsgleichung die Koeffizienten b (Trend) und a (Anfangswert) der Geradengleichung ermittelt (Abb. 6).

Unter einem Trend (b) versteht man die zunehmende Abweichung von einem Anfangszustand (a), der durch die Steigung der Regressionsgeraden über einen bestimmten Zeitraum (x) ausgedrückt wird.

Mit dieser statistisch-mathematischen Methode wird die Ex-post-Methode am Beispiel Lippsspringe durchgeführt. Der erste Schritt besteht in der Prüfung der linearen Abhängigkeit der bekannten Lippsspringer Werte (1951-2010) von den entsprechenden Berliner Werten. Dazu wird der Quotient Lippsspringe/Berlin gebildet. Dann wird in einem weiteren Schritt die lineare Regressionsrechnung für den Quotienten durchgeführt. Die Voraussetzung zur Korrelationsrechnung ist durch den konstanten Mittelwert des Quotienten erfüllt. Mit der Abb. 7¹⁴ wird eine Zusammenfassung der methodischen Schritte im Ausgangszustand dargestellt. Es handelt sich dabei um eine Musterabbildung, die die me-

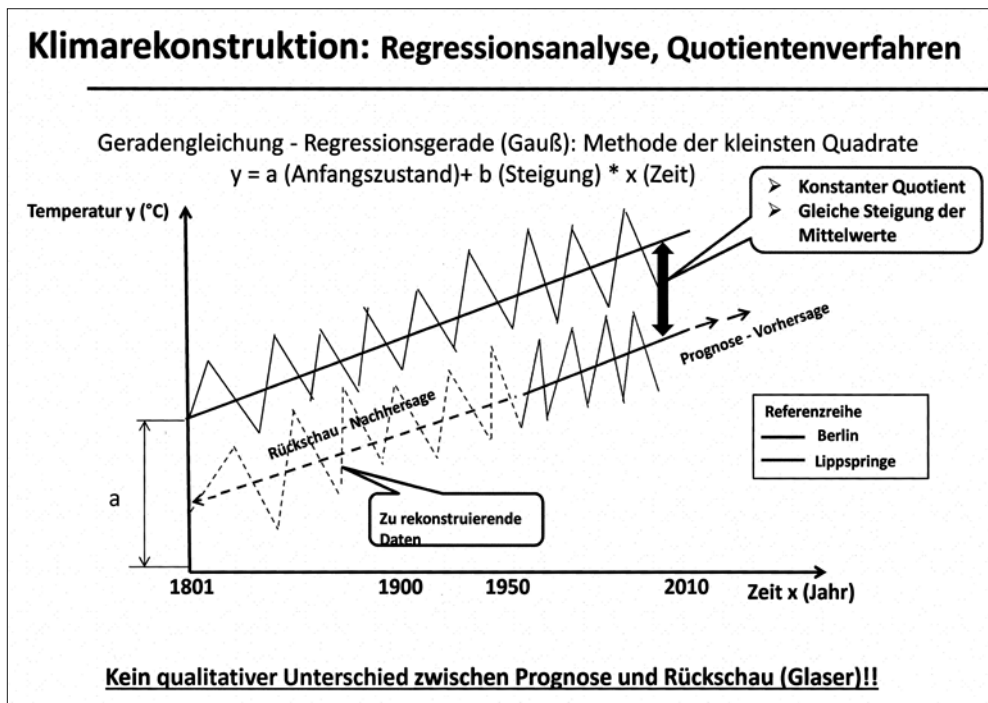


Abb. 7: Mustergrafik (1) der Ex-post-Methode für den methodischen Ausgangszustand.

14 RENTEL: Wetternachhersage, S. 169.

thodischen Ausgangsschritte für die Rekonstruktion der vorhandenen Berliner und Lipp-springer Werte darstellen soll. Die Geraden und die eingezeichneten Werte sind keine realen Werte. Dennoch werden die Unterschiede zwischen den Trendgeraden ‚Berlin‘ und ‚Lipp-springe‘ durch die unterschiedliche geografische Lage (Höhe, Breitengrad, Längen-grad) erklärbar. Aufgrund der bekannten Höhen, Berlin 48 m und Lipp-springe 157 m, erklären sich 0,65 K Temperaturdifferenz (vertikaler Temperaturgradient 0,65 K/100 m).

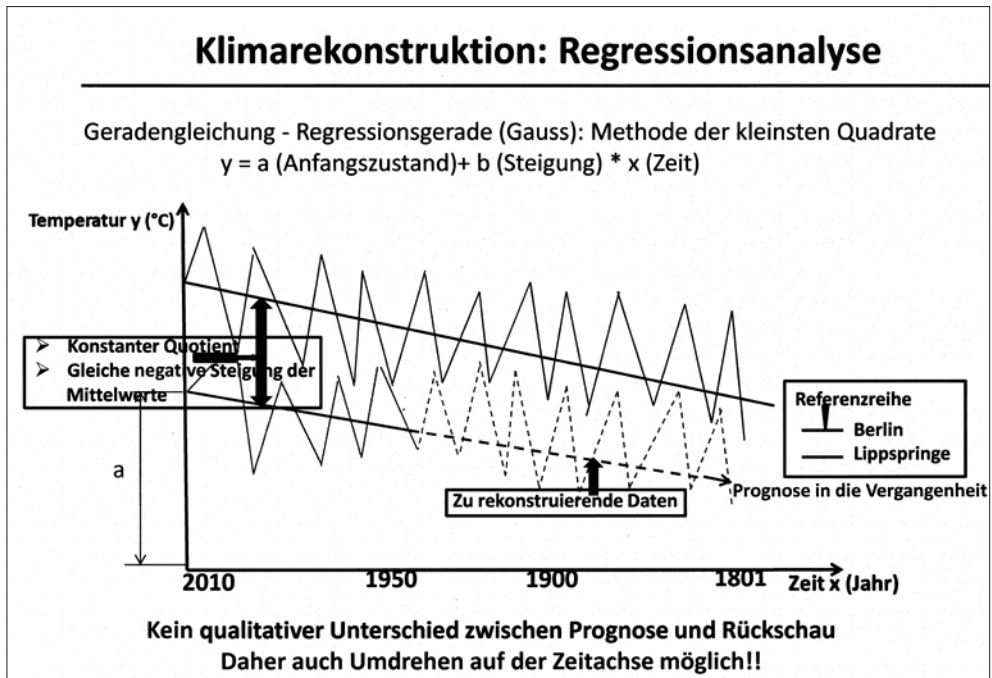


Abb. 8: Mustergrafik (2) der Ex-post-Methode für den methodischen Endzustand.

Es gibt nach Glaser keinen qualitativen Unterschied zwischen Prognose (Trend) und Rückschau. Aus dieser Erkenntnis entsteht das abschließende in der Abb. 8¹⁵ dargestellte Prinzip der Ex-post-Methode: das Umdrehen auf der Zeitachse, d.h. eine Prognose in die Vergangenheit. Die Ex-post-Methode folgt damit konsequent dem Nachhersageprinzip.

Als Erkenntnis und Fazit dieses Beitrages wird die Interdisziplinarität der Historischen Klimatologie sowie deren mikrohistorische (regionale/lokale) Ausrichtung unterstrichen. Abschließend bleibt die Frage, welche Aussagekraft die makrohistorischen Thesen zur Klimageschichte angesichts der sehr konkreten mikrohistorischen Ergebnisse noch haben.

HERMANN GROßEVOLLMER (Hg.): Bad Driburg. Epochen der Stadtgeschichte, Münster 2017, 816 Seiten, Fotos, Karten und Skizzen, 39,90 €

Aus Anlass der im Jahr 2015 begangenen 725-Jahrfeier wurde 2017 eine Stadtgeschichte veröffentlicht, die, so der Bürgermeister von Bad Driburg Burkhard Deppe, an die 1966 erschienene anknüpfen kann und damit auch eine Darstellung „der jüngeren Geschichte gewährleistet.“ Jedoch bringen auch bereits die Kapitel, die weiter zurück in die Vergangenheit greifen, durchaus neuere Ansätze und Fragen ins Spiel, die sie erfreulich lesenswert machen.

So erklärt Horst-D. Krus in seinem Part über die ‚Erdgeschichte und Landschaftsentwicklung im Raum Bad Driburg‘, wie „die Natur die Bühne bereitete, auf der sich die Menschen nach ihren Bedürfnissen und ihren jeweiligen technischen Möglichkeiten entsprechend einrichteten.“ Mit einem spannenden Rückgriff in die „große“ Geologie hilft er dem Leser, die ihm häufig fremden und zudem oft unter der Erde verborgenen Zusammenhänge zu erkennen.

Manuel Koch wendet sich in seinem Beitrag ‚Iburg im Frühmittelalter‘ dem von Sagen und Mythen umwobenen Wahrzeichen des Ortes am Rande der Egge zu, das von Gobelin Person im 15. Jahrhundert auch als Namensgeber der Stadt bemüht wurde. Auch Koch bringt dem Leser zu diesen alten Themen und Thesen und deren jeweils zeitbedingten Deutungen durchaus neue Erkenntnisse.

Hermann Großevollmer hinterfragt in seinem Aufsatz ‚Driburg im Hoch- und Spätmittelalter bis 1350‘ die Festlegung des Stadt-Jubiläumsdatums auf das Jahr 1290, wegen der erstmaligen Nennung von Ratsherren; er führt dafür Diether Pöppels Werk von 1984 an, der 1284 als Gründungsdatum und den Paderborner Bischof Simon als Gründer der Stadt angegeben hat; er selbst sieht die Erstnennung der Stadt bei der Iburg schon 1282, wenn nicht gar 1231 mit der Nennung eines Archidiakonatsitzes auf der Iburg. Großevollmer nennt das Datum 1290 denn auch eher den „Endpunkt eines langen Stadtbildungsprozesses.“

Mit dem Jahr 1350, dem Beginn der „Vormoderne“, setzt Michael Ströhmer, ‚Ein Wald- und Wasserstädtchen. Driburg in der Frühen Neuzeit. 1350-1800‘ ein. Er setzt den Schwerpunkt seiner Betrachtung auf die „vorindustrielle Umweltgeschichte des heutigen Kur- und Badeortes“, die „Wechselwirkungen zwischen menschlichem Handeln [...] und deren natürlichem Umfeld.“ Damit bringt er bekannte Fakten wie den „Freiungsbrief des Paderborner Landesherrn Bischof Balduin für die Stadt Driburg von 1345“ mit der europäischen Klimaverschlechterung zu Beginn des 14. Jahrhunderts in einen Zusammenhang, was einen deutlichen Erkenntnisgewinn bringt. Auch die Abgrenzung dieses Beitrags mit der Epochenschwelle um 1800 begründet Ströhmer mit einem Naturereignis, dem Vulkanausbruch des indonesischen Tambora und dessen Aschemissionen, die auch hierzulande zu „einem Jahr ohne Sommer“, zu Temperaturstürzen und in deren Folge zu Teuerung bei Lebensmitteln geführt haben. Schon im Freiungsbrief von 1345 weist Ströhmer auf erste Ansätze für ein mittelalterliches Umweltbewusstsein hin, dem Wissen um die Endlichkeit der Ressource Holz, das nicht unkontrolliert zum Heizen verbrannt werden darf. Auch die im-

mer wiederkehrenden Stadtbrände lassen sich mit Wetterphänomenen wie Zeiten verminderter Sonnenaktivität und darauffolgenden verlängerten Heiz- und Beleuchtungsperioden verbinden, worauf man z.B. mit Vorschriften gegen eine zu enge Bebauung, dem Eindecken der Häuser mit Ziegeln statt mit Stroh, oder auch der Einrichtung einer Brandversicherungsanstalt durch Fürstbischof Wilhelm Anton von der Asseburg reagiert hat. Gegenüber solchen säkularen Innovationen zur diesseitigen Brandprävention verließen sich die Driburger aber letztlich doch hauptsächlich auf den „überirdischen Versicherungsschutz“, vor allem den der Heiligen Agatha, wie diverse Hausinschriften bezeugen. Auch das Wasser rückte in den Blick der Einwohner; hierzu gehörte z.B. die Ablehnung einer Walkmühle durch die Driburger Bürger, die durch die Einleitung von Produktionsrückständen der Wolltuchbearbeitung in den Katzohlbach eine Umweltverschmutzung und Minderung der Qualität des Brauwassers befürchteten. Ebenso erkannte der Landesherr die Bedeutung der Ressource Wasser; hier spricht Ströhmer von einer „landesherrlichen Bäderpolitik“ ab dem 17. Jahrhundert. Gegen die Bemühungen Ferdinands von Fürstenberg, aus Driburg einen attraktiven Kurort zu machen, sträubte sich die Stadt allerdings lange; erst im 19. Jahrhundert wurde dessen touristisches Potential für die Stadt erkannt. Ausgehend von der Erfahrung einer „gesellschaftlichen Verwundbarkeit“ gelangt der Leser zu „Einsichten in die von Umweltfaktoren gesteuerten Wirkzusammenhänge, bzw. zu den kulturellen Folgewirkungen von Umweltereignissen.“

Waldemar Becker, 'Driburg. Geschichte einer Kleinstadt. 1802 bis 1850' schaut auf die der Säkularisation folgenden Jahre, zunächst unter preußischer, dann französischer und nachfolgend wieder preußischer Herrschaft, bis hin zu den Veränderungen im Gefolge der Märzrevolution von 1848. Die Einwohner der Stadt lebten zu Beginn des 19. Jahrhunderts hauptsächlich vom Glas-, später auch vom Mineralwasserhandel; auch Ziegen wurden nach Schlesien verkauft. Die Händler, die nicht das ganze Jahr über unterwegs waren, standen in keinem guten Ruf; Trunksucht wurde ihnen nachgesagt und soll u.a. zum Abriss des alten Rathauses bei der Kirche geführt haben, da die hiesige Gastwirtschaft, die „Teufelskapelle“, vom Kirchbesuch abhielt. Einige Pfarrer kümmerten sich in Zusammenarbeit mit kirchlichen Vereinen aber auch um die Bekämpfung von Trunksucht und Kriminalität. Die Aufhebung der Zollschranken in Preußen 1818 und die Gründung des Deutschen Zollvereins 1833 brachten für die Driburger Händler eine wesentliche Erleichterung. Neben der Anlegung des Urkatasters behandelt Becker auch die Einführung der Revidierten Städteordnung, die Wahlen zum Westfälischen Provinziallandtag, zur Preußischen und zur Deutschen Nationalversammlung mit dem für Driburg bekannten Akteur Friedrich Wilhelm Weber.

Die Zeit bis zum neuen deutschen Kaiserreich behandelt der Beitrag von Udo Stroop, 'Driburg zwischen Revolution und Reichsgründung. 1850 bis 1871'. Er bringt statistische Angaben und Namenslisten zur Stadt und ihrer politischen Vertretung, schaut auf die Bevölkerung, die Wirtschaft und die Infrastruktur. Hierzu gehört auch die anfangs ungeliebte Eisenbahn, von der man eine Beeinträchtigung des beschaulichen Badebetriebes befürchtete; denn von dem Badebetrieb profitierte inzwischen auch ein breiterer Kreis der Einwohner durch die Unterkünfte, die man Gästen anbieten konnte. Es folgen Kapitel über die katholische und evangelische Kirchengemeinde, die jüdische Synagogengemeinde, die

Schulsituation sowie das Gesundheitswesen. Als Unterscheidungsmerkmal der Stadt gegenüber Nachbarkommunen sieht Becker die Händlerschaft sowie den Badebetrieb.

Diana van Fassen zeichnet in ihrem Artikel 'Driburg in der Kaiserzeit (1871 bis 1918) die demographische Entwicklung, die soziale Schichtung und die Gewerbestruktur nach, kommt auch auf das Bad zu sprechen und seine Bedeutung für Militärpersonen, um sich schließlich dem städtischen Haushalt, Modernisierungsbemühungen und den städtischen Vertretern zuzuwenden, sowie den klassischen Themen Kirchen, Schulen und Vereine, bevor sie abschließend noch einen Blick auf die Einstellung zu Kaiser, Heimat, Vaterland und den Ersten Weltkrieg wirft.

Udo Stroop kommt noch einmal zu Wort mit 'Bad Driburg in der Weimarer Zeit (1919 bis 1933)'. Der Arbeiter- und Soldatenrat, den es auch in Driburg gab, richtete hier sein Hauptaugenmerk auf die Respektierung der Ordnung (Soldatenrat) sowie auf die Lebensmittel- und Brennstoffversorgung (Arbeiterrat). Der Verlust der Kohlereviere im Saarland und Oberschlesien führte zu Schließungen von Glashütten. Die Stadtverwaltung mühte sich um eine gerechte Verteilung bei Einquartierungen; sie mühte sich redlich um eine Verbesserung der Infrastruktur und wirkte so auch der Arbeitslosigkeit entgegen. Dem rührigen Bürgermeister Josef Stock (1903-1933) hat Stroop einen Exkurs gewidmet.

Peter Möhring kann in seinem Part 'Bad Driburg in der Zeit des Nationalsozialismus. 1933 bis 1945' die im einstigen katholischen Hochstift durchaus nicht untypische Entwicklung von anfänglicher Ablehnung der Nationalsozialisten hin zu stillem Ertragen schildern. Es werden die Protagonisten der einen wie der anderen Seite genannt. Dass die Benennung eines Weges nach dem Steyler Pater Riepe im Stadtrat nach dem Krieg auf länger anhaltenden Widerstand gestoßen ist, ist in den Akten des Stadtarchivs nachzulesen und wurde inzwischen in einer Schülerarbeit vom Gymnasium St. Xaver aufgezeigt.

Franz-Josef Eilebrecht schildert in 'Bad Driburg 1945 bis 1969' die wichtigen Aufbaujahre nach dem Krieg. Auch in Driburg mussten Flüchtlinge und Vertriebene aufgenommen und untergebracht werden. Beim Aufbau der Verwaltung kam es auch zum verantwortlichen Einsatz von einem „Fachmann“, der letztlich aber gar keine Zeugnisse vorweisen konnte. Generell aber hatte die Stadt offensichtlich Personal gefunden, das die Stadt gerade mit sozialen Aspekten vorsichtig vorgebracht hat. Mit der „Bade- und Brunnenbetrieb GmbH“ bekam das Zusammenwirken von privat betriebem Bad und den Einwohnern der Stadt eine neue Qualität. Die Gestaltung des Stadtzentrums darf heute wohl kritisch hinterfragt werden. Dass auch die Schullandschaft nicht so geregelt war, dass „am Ende alle satt werden konnten“, sieht man heute ebenfalls anders.

'Von der Ackerbürgerstadt zur Badestadt. Zur Ansiedlung und Stilllegung landwirtschaftlicher Betriebe im Zuge der Stadtentwicklung der Nachkriegszeit' hat Heinz-Jörg Wiegand seinen Beitrag überschrieben, in dem er Stadtentwicklung als „aktiven Planungs- und Veränderungsprozess sieht.“ Der Fremdenverkehr, geänderte Hygieneansprüche, aber auch ein zunehmender Flächenbedarf der unter wachsendem Konkurrenzdruck stehenden landwirtschaftlichen Betriebe führten zu Veränderungen, die sich auch im Stadtbild zeigen. Mit den gewünschten Aussiedlungen ergaben sich für die Stadt allerdings auch höhere Kosten durch den nötigen Ausbau der Infrastruktur.

Mit Karl-Heinz Menne bekam der einstige Bürgermeister der Stadt (1999-2004) die Möglichkeit unter dem Titel 'Bad Driburg nach zwei kommunalen Neugliederungen. Eine Chronik von 1970 bis 2004' das Bild „seiner“ Stadt zu zeichnen. Durch Abschluss von Gebietsänderungsverträgen gelang 1968 bereits der freiwillige Zusammenschluss zur neuen Stadt Bad Driburg. Bei der zweiten Neugliederung 1975 gelang es durch die Stellung von höheren Verwaltungsbeamten der Stadt zu sogenannten Paten für die neuen Ortschaften tatsächlich eine länger anhaltende Verbundenheit zu schaffen. Das 1990 gefeierte Stadtjubiläum wird als Beleg für die geglückte Eingliederung geschildert. 1999 wurde mit dem Autor dieses Beitrags der erste gewählte hauptamtliche Bürgermeister der Stadt gewählt. Die Gesundheitsreform führte auch in Bad Driburg zu Veränderungen beim Kurbetrieb, den Kliniken, bei den Gäste- und Übernachtungszahlen.

„Die Sicht der Stadtverwaltung“ wollen Nicole Sude und Markus Baier im abschließenden Beitrag 'Stadtentwicklung ab dem Jahr 2004. Die Herausforderungen des demographischen Wandels' wiedergeben; es geht um die „Steuerung der Gesamtentwicklung der Stadt.“ Sie konstatieren, dass sich die Altersstruktur der Stadt stärker verändert und verändern wird als die Einwohnerzahl. Hinzu kommen Änderungen der „thematischen Leitbilder“ Tourismus, Einzelhandel, aber auch Wohnen, Kultur, Freizeit und Verkehr. Beim Thema Tourismus fordern sie eine bessere Kooperation der branchenrelevanten Akteure. Bezüglich des Wohnens sehen sie oft widerstrebende Wünsche nach selbstbestimmtem Wohnen in den eigenen 4 Wänden und andererseits den Trend zu kleineren, barrierefreien Haushalten. Mobile Pflege-Angebote, guter öffentlicher Nahverkehr und eine Beitbandinfrastruktur sind weitere Desiderate. Als Antwort auf den Online-Handel im Internet setzen sie auf inhabergeführte innerstädtische Geschäfte. Die Dorfkerne möchten sie als „Identifikationsmöglichkeit“ erhalten; sie sprechen hier vom „kulturellen Wert der Dörfer als Heimat für viele Menschen.“

Jedem Beitrag ist seine Gliederung vorangestellt und seine Anmerkungen, sowie die verwendeten Quellen und die Literatur, Abkürzungen und Sigla sind angefügt. Alle Autorinnen und Autoren sind mit Bild und Kurzvorstellung in der Reihenfolge der Beiträge erwähnt – eine alphabetische Auflistung erschiene hier sinnvoller. Vermissen wird mancher ein Namensregister, der im Buch auch mehrfach erwähnten Personen. Die mehrfache Abbildung nicht nur eines Bildes dagegen wirkt irritierend. Tabellen sind nicht so platziert wie im Text, z.B. als „folgend“, angekündigt. Auch hätten die Autorinnen und Autoren eine sorgfältigere Fehlerkorrektur verdient. Ein einheitliches Seitenlayout beim Übergang von einem Unterkapitel zum anderen, aber auch die durchgehend gleiche Behandlung von Unterüberschriften (Fettdruck) würden den Wert des Buches ebenfalls steigern. Diese Unzulänglichkeiten schmälern das „Vergnügen beim Blättern“, das uns der verantwortliche Herausgeber in seinem Vorwort wünscht.

Michael Wittig, Wewer

DETLEF GROTHMANN/ EVELYN RICHTER (Hgg.): Geseke. Geschichte einer westfälischen Stadt, Band 1, Münster: Aschendorff 2017, 800 S., Fotos, Karten, Skizzen, 24,90 €

In seinem Vorwort dankt der Bürgermeister der Stadt Geseke, Dr. Remco van der Velde, den beiden, die das hier vorzustellende Werk im Namen der Stadt herausgegeben haben, der Stadtarchivarin, die u.a. „den Autoren zugearbeitet ... und [als] Redakteurin diese Schrift geprägt hat“, und dem Mann, der „als erfahrener Herausgeber historischer Schriften und auch anderer Ortsgeschichten den Zugang zu auswärtigen Autoren eröffnet [und] die Struktur des Werkes entwickelt hat.“ Man merkt es deutlich: Hier waren Profis am Werk, die ein hochqualifiziertes Team zusammengebracht und bis zum Druck das Buch sorgfältig begleitet haben.

Zur Einführung geben die Herausgeber einen kurzen Überblick zum Stand der Stadtgeschichtsforschung bezüglich Gesekes: Die älteste überlieferte Stadtgeschichte ist von dem aus Geseke stammenden Böddeker Mönch Jodocus Mattenkloidt in lateinischer Sprache verfasst, jedoch erst im 19. Jahrhundert gedruckt worden. Ähnlich erging es dem Werk von Laurenz Reen von 1820, das erst Anfang des 20. Jahrhunderts veröffentlicht wurde. Die 1868 von Heinrich Johann Kampschulte veröffentlichten „Beiträge“ stellen den ersten Versuch eines wissenschaftlichen Werkes zur Stadtgeschichte dar. Die 1895 erschienene „Geschichte“ von August Löhers war eher populär gehalten. Ab 1926 gab der Geseker Heimatverein seine Heimatblätter heraus. Zu einem 1952, mit Bezug auf eine Urkunde für das Stift aus dem Jahr 952, gefeierten Jubiläum hat Konrad Pohlmeier ein kleineres Heimatbuch aus meist älteren Beiträgen zusammengestellt. Zwischen 1978 und 1992 erschienen die „Geseker Alben“ von Alfons Dunker und 1996 ein dreibändiges Manuskript mit Quellen und Dokumenten. Erwähnt wird auch der 1999 erschienene Band vom Westfälischen Städteatlas von Wilfried Ehbrecht zu Geseke, Störmede und Erwitte. Das aktuelle Buch nun begründet das 800-Jahr-Jubiläum der Stadt mit einer Urkunde aus dem Jahr 1217.

Im ersten Kapitel des dreigliederten Buches werden die ‚Naturräumliche[n], vor- und frühgeschichtlichen Grundlagen‘ gelegt. ‚Die Naturlandschaft im Raum Geseke‘ stellt Heinz-Josef Sauerland vor. Nach einem ‚Erdgeschichtlichen Überblick‘ gibt er Einblicke in die ‚Geologie des Raumes‘, bevor er auf die ‚Lagerung der Schichten‘ zu sprechen kommt und auf die auch für den Laien sichtbaren Senken, Trichter in der Landschaft, Dolinen genannt. Im Abschnitt über die ‚Hydrogeologie‘ erklärt Sauerland die Quellen im Raum Geseke sowie die Herkunft dieses Wassers – wichtig, hat es doch im 19. Jahrhundert einen Wasserstreit zwischen der Äbtissin des Geseker Damenstifts und dem Freiherrn von Brenken gegeben, da dieser den Damen das Wasser abgegraben hatte. Die Beschaffenheit der Böden ist in Geseke ein wichtiges Thema für Landwirtschaft und Industrie, speziell der Zementindustrie.

Eva Cichy, Manuel Zeiler und Michael Baales führen den Leser anhand der archäologischen Quellen in ‚Die älteste Besiedlungsgeschichte Gesekes‘ ein, die in der Jungsteinzeit beginnt. Die Grabhügelfelder im Grenzbereich zu Büren und Rüthen stammen aus der Bronzezeit. Aus der ‚Vorrömischen Eisenzeit‘ kann eine Münze kulturelle Verbindungen zum Niederrhein belegen. Auch die römische Kaiserzeit und das Mittelalter haben Spuren wie Gefäße und Öfen hinterlassen. Neben dem Stift ist auch die Stadtpfarrkirche archäologisch untersucht worden, woraufhin man bezüglich eines ergrabenen vorromanischen Vorgängerbaus von einem „Bau von überdurchschnittlicher Größe“ sprach.

Das Kapitel über die ‚Epochen der Stadtgeschichte‘ beginnt Manfred Balzer mit ‚Dorf – Stift – stadähnliche Siedlung: Geseke vom 8. bis zum 12. Jahrhundert‘. Auch hier kommt die Konkurrenz zwischen den Kanonikern der Stiftskirche und dem Pfarrer der städtischen Kirche zur Sprache. Frauenstifte – so Balzer – waren „Ausbildungs- und Versorgungsanstalten“, in die nicht nur Mitglieder der Gründerfamilie eintraten, „sondern ebenso Angehörige anderer Adelsgruppen, die man auch politisch an sich band.“ Die Handwerker und Gewerbetreibenden in Geseke profitierten von dem Bedarf des Stiftes. Die verwitwete Äbtissin Hildegund hatte das Stift unter dem Schutz der Kölner Erzbischöfe gestellt. Das Erbe ihres Sohnes Dodiko in Warburg aber übertrug Kaiser Konrad II. an den Paderborner Bischof Meinwerk – eine weitere Konkurrenz.

Wilfried Ehbrecht nimmt diese Konkurrenz zwischen Köln und Paderborn wieder auf: ‚Zwischen dem Erzbischof von Köln und dem Bischof von Paderborn: Gesekes Stadtbildung, Topographie und Verfassung (ca. 1100-1400)‘. Der Heilige Cyriakus selbst, dem Stift seit seiner Gründung im Jahr 952 verbunden, erschien 1415 als gepanzerter Ritter, um seine Stadt, „die Stadt an der Grenze“, gegen den umtriebigen Paderborner Bischof zu verteidigen. Die Bürger dagegen, in der Stauferzeit auf dem Weg der Emanzipation vom Stift zur Bürgergemeinde, setzten auf den Heiligen Sebastian als Patron (Schützenbruderschaft!), da Cyriakus wohl die „bürgergemeindliche Identifikationskraft“ fehlte. Aus der Stadtopographie liest Ehbrecht eine „dreipolige Stadt“, Stiftsimmunität, Marktsiedlung und eine am Hellweg gelegene Siedlung. Neben Kaufleuten und Handwerkern waren es aber auch die Bauern, die in der Stadt ihren Wohnsitz nahmen, weil das Ackerland für sie zu wertvoll war, als dass sie es zersiedeln wollten – der Begriff einer Ackerbürgerschaft wie auch der eines „herrschaftlich verordneten Synoikismos wird in diesem Buch mehrfach diskutiert, was durchaus einen Gewinn für den Leser bringt, der hier „hautnah“ die wissenschaftliche Diskussion verfolgen kann. Auf die Kaufleute verweist auch das Nikolaus-Patrozinium des am Hellweg gelegenen Spitals, das von Anfang an mit einer Herberge verbunden war. Weitere „Versorgungseinrichtungen“ für den Fernhandel prägten die Siedlung am Hellweg. Auf eine gemeindliche Organisation der Handwerker, Händler und Bauern weist denn auch die oben für das Jubiläumsdatum 2017 bereits angeführte Urkunde von 1217 hin: der Kölner Erzbischof Engelbert beglaubigte die Güterübertragung eines Münsteraner Domkanonikers an das Stift „coram pretorio in iure civili“, vor dem hier erstmals erwähnten älteren Rathaus nach städtischem Recht.

Peter Johanek wendet sich der Stadt ‚Geseke im Spätmittelalter und im Aufgang der Neuzeit‘ zu. Von dem Böddeker Laienmönch Bruder Göbel wissen wir, dass auch das

Chorherrenstift seine Produkte in Geseke handelte und dort ebenfalls einträgliche Geldgeschäfte betrieb; auch kaufte man dort all das, was man sonst benötigte, wenn auch offensichtlich nur in Maßen: als ein Bruder aus den Niederlanden in Böddeken einkehrte und dort mit offensichtlich karger Nahrung versorgt wurde, rief dieser entsetzt: „Ist hier niemand, der mich nach Geseke bringen kann!“ Demgegenüber zeichnete der Altmeister der Geseker Stadtgeschichtsschreibung ein ganz anderes Bild seiner Stadt: „Der Stadt Venedig darf sich das stolze Geseke vergleichen – dies liegt mitten im Mist, jenes mitten im Meer.“ Man denke aber nur an die lieblose Beschreibung Münsters durch Fabio Chigi, den päpstlichen Nuntius beim westfälischen Friedenskongress, wenn er den morgendlichen Auszug der Schweine und ihre abendliche Rückkehr in die Stadt schildert. Der Agrarsektor bildete die Grundlage der städtischen Wirtschaft und hat auch deren Erscheinungsbild geprägt. Auch adlige Familien strebten in die Stadt, wo sie Optionen sahen, die sie für attraktiver als ihr bisheriges Landleben hielten. In kirchlichen Prozessionen fand man ein geeignetes Ausdrucksmittel, um Gemeinsamkeit darzustellen; selbst in das jenseits der Diözesan- und Landesgrenze gelegene Verne wurde gewallfahrt. Als landesfürstliche Stadt ging Geseke schließlich auch wieder als katholische Stadt in die Frühe Neuzeit.

Gunnar Teske beschreibt die Situation von ‚Geseke im Dreißigjährigen Krieg‘. Auch in Geseke war „der tolle Christian“, der die Stadt im Handstreich nehmen konnte. Eine jährliche Prozession erinnert an seinen Abzug; in der Stiftskirche erinnert ein Bild, „Maria Schuss“ genannt, an diesen Krieg. Eine Firmreise des Paderborner (!) Weihbischofs beendete die Rekatholisierung der Stadt.

Roland Linde hat sich Geseke ‚Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Säkularisation (1648-1802/03)‘ vorgenommen und möchte diese sogenannte „Phase der Stagnation“ hinterfragen. Die Barockzeit hat sich u.a. mit dem Franziskanerkloster im Stadtbild verewigt. Der Kölner Erzbischof hat als Landesherr eine Reihe kirchlicher Feiertage abgeschafft, da er sie als Hindernis für den wirtschaftlichen Fortschritt ansah – das war eine Folge der katholischen Aufklärung. Der Siebenjährige Krieg brachte auch für Geseke eine Zäsur in der Aufwärtsentwicklung; der Hellwegraum war Durchzugsgebiet für die Truppen aller Kriegsgegner. Bezüglich der Erwerbstätigkeit sieht auch Linde wiederum die „Ackerbürger“ für Geseke als dominant. Das Heiratsalter lag hoch; die Familien hatten nur wenige Kinder; Kinderreichtum galt als Armutrisiko, weswegen vor allem eher Gutsituierte mehrere Kinder hatten.

Wolfgang Maron beschäftigt sich mit der Zeit der ‚Umbrüche – Abbrüche – Aufbrüche. Geseke zwischen Säkularisation und Reichsgründung (1802-1870)‘, also über die Jahre vom „Kurkölnischen Krummstab über den Hessischen Löwen zum Preußischen Adler.“ Das hessische Hoheitszeichen brachten hessische Soldaten am 8. September 1802 in Geseke als erstes an der Niederlassung des Paderborner Abdinghofklosters an. Der Tag endete in Geseke mit einem Volksfest; es war wohl das Gefühl, mit den Hessen das „kleinere Übel“ gegenüber der protestantischen Vormacht Preußen bekommen zu haben. Die Adelsprivilegien wurden aufgehoben; die Gewerbefreiheit wurde eingeführt. Für das Damenstift wurden die Statuten so geändert, dass auch die Töchter von höheren Beamten und Militärs hier aufgenommen werden mussten. Das Franziskanerkloster wurde erst in der preußischen

Zeit aufgehoben. Die frühere Territorialgrenze schrumpfte nun zur Trennlinie der Regierungsbezirke Minden und Arnberg. 1821 wurde Geseke in das Bistum Paderborn inkorporiert. Die Verbindungsstraße zwischen Köln und Berlin, die durch Geseke lief, entwickelte sich zur Bundesstraße 1. Da sie die hauseigenen Brunnen gefährdet sahen, wehrten sich viele Einwohner gegen die Verlegung der Misthaufen hinter ihre Häuser. „Zögerlich und gegen manche Widerstände (fand Geseke) Anschluss an die Moderne.“ Der Eisenbahnbau brachte die Initialzündung für die Zementindustrie. Zunächst aber wanderten noch Arbeitskräfte ab in das entstehende Ruhrgebiet. Im Festkalender gibt es heute noch einen Markt, der an die traditionelle Ackerbürgerstadt erinnert, die Gösselkirmes im Mai.

Mit Michael Drewniok ‚Der Einzug der Moderne. Die Hellwegstadt im Kaiserreich der Hohenzollern (1871-1918)‘ rücken wir vor bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, als sich in der nach wie vor von der Landwirtschaft geprägten Stadt Lebensmittellengpässe zeigten. Was heute als schick gilt, kam damals nur aus purer Not auf den Teller: Kresse – man sah sie als Unkraut an. Beginnen wir aber Mitte des 19. Jahrhunderts: „1851 wurden in Westfalen neun dampfgetriebene Dreschmaschinen aus England importiert [...]. In Geseke tauchte die erste Lokomobile 1864 auf.“ 1868 beleuchteten mit Petroleum betriebene Lampen die Straßen. Licht in die Köpfe brachte der „Westfälische Volksfreund“ und ab 1892 die „Geseker Zeitung“. In den 1890er Jahren entdeckte man unter der heimischen Erde hochwertige Kalkvorkommen. Im Deutschen Reich wuchsen die Städte, es wurde gebaut, Zement war unverzichtbar. In Geseke konnte man hochwertigen Portlandzement herstellen. Es wuchs eine neue Schicht von Einwohnern heran, die ein gutes und vor allem regelmäßiges Einkommen bezog, aber als „Ausländer“ geführt wurden. Ihre Integration in das Kleinstadtleben ließ jedoch „zu wünschen übrig“. Werkwohnungen, die als standardisierte Einfamilien-Doppelhäuser gebaut wurden, bildeten kleine, abgeschlossene Siedlungen. Mit dem Ausbau der Eisenbahn wurden neue Absatzmärkte erschlossen. Geseker Zement wurde beim Bau der Bagdad-Bahn verwendet; nach dem großen Erdbeben in San Francisco 1906 auch dort. Der etablierten Zementindustrie in Deutschland war die Geseker Konkurrenz ein Dorn im Auge. Gegen Ende des Ersten Weltkrieges wurden Geseker Werke aufgekauft und liquidiert. Wilderei, Schwarzschlachtung, Schmuggel und Diebstahl waren die schmerzhaften Zeichen der Auflösung der alten Ordnung.

In die Zeit nach dem Ersten und durch den Zweiten Weltkrieg führt Detlef Grothmann ‚Die Stadt in der Weimarer und in der nationalsozialistischen Zeit (1918-1945)‘. Bei der Reichstagswahl am 6. Juni 1920 durften erstmals auch die Frauen wählen; in Geseke fand im Vorfeld der Wahl eine Frauenversammlung statt. Bei der Kommunalwahl zeigte sich, dass sich die Stadtparlamente auch in der Weimarer Zeit nicht nach politischen, sondern nach berufsständischen Gesichtspunkten zusammensetzten. Ab 1922 hatte sich die Geldentwertung zur galoppierenden Inflation entwickelt. In der zweiten Hälfte der 20er Jahre jedoch erholte sich die deutsche Wirtschaft, was auch Auswirkungen für die Geseker Zementwerke hatte; sie produzierten fast doppelt so viel wie noch acht Jahre zuvor. Geseke hat sich bis 1929/30 zur Industriestadt entwickelt; die Arbeiterschaft machte fast 40% der Bevölkerung aus. Dann kam die Weltwirtschaftskrise. In Geseke war jeder zweite Haushalt von Arbeitslosigkeit betroffen. 1932 wurde in Geseke eine Ortsgruppe der NSDAP ge-

gründet. Bei der Reichstagswahl im November 1933 wählten 90% der Einwohner die Einheitsliste der NSDAP. 1937 nahmen acht Zementwerke die Arbeit wieder auf. Von den jungen Gesekern nahmen immer mehr die Angebote von Partei, Motor- und Flieger-HJ, an; auch wollten sie eine „unbeschwerte Jugendzeit mit beruflichen Ambitionen [...] verbinden.“ Nach Kriegsbeginn kamen auch nach Geseke Kriegsgefangene, die in den Betrieben die an der Front befindlichen Männer ersetzen sollten. Gegen Kriegsende war Geseke häufig Ziel anglo-amerikanischer Bomberverbände; die Hälfte aller Wohngebäude wurde zerstört. Am Ostermorgen 1945 wurde die Stadt von amerikanischen Truppen besetzt – der Krieg war vorüber.

Nun gehen wir mit Thomas Tippach ‚Von der „Stunde Null“ zur „Kommunalen Neuordnung“. Drei Nachkriegsjahrzehnte in Geseke (1945-1975)‘. Entsprechend den Beschlüssen der Jalta-Konferenz übernahmen in Westfalen die Briten das Kommando. Diese wendeten das ihnen aus ihrer kolonialen Tradition her bekannte System des „indirect rule“ an. Da sich alle staatlichen Strukturen vollständig aufgelöst hatten, versuchten die Briten die Verwaltung wieder zu reaktivieren. Wohl sollten die Behörden entnazifiziert werden, jedoch ging man dabei „pragmatisch“ vor, da „auf die fachliche Kompetenz mancher Verwaltungsmitarbeiter nicht verzichtet werden“ konnte. Der 1937 aus rassistischen Gründen entlassene Bürgermeister Feldmann wurde wieder an die Spitze der Stadt berufen; er blieb bis 1954 im Amt. Die britischen Besatzungsoffiziere hielten auch in Geseke engen Kontakt zu den Vertretern der Kirchen. Durch den Zustrom von Flüchtlingen und Vertriebenen wandelten sich die konfessionellen Verhältnisse in der Stadt. Durch forcierten Wohnungsbau veränderte sich das Siedlungsbild. Dies war auch eine Antwort auf die „Entwurzelung“ der Vertriebenen und sollte zudem die neuen Eigenheimbesitzer „gegen den Sozialismus immunisieren.“ Das Straßennetz wurde an den zunehmenden Autoverkehr angepasst. 1965 wurde Geseke in das Städtebauprogramm der Landesregierung aufgenommen. Die divergierenden Interessen der Grundstücksbesitzer führten zu einer wachsenden Politisierung der Bevölkerung. In der Wirtschaft versuchte man, die Abhängigkeit von der krisenanfälligen Zementindustrie zu mindern, wobei man sich auf die Hilfe bei der Grundstückssuche oder die Mitfinanzierung der Anschlusskosten für Wasser und Strom beschränkte. Stand die Stadt für viele Menschen als Synonym für „Zukunft und Fortschritt“, so pflegten andere „als Flucht vor den negativen Erfahrungen mit der Moderne eine Rückbesinnung auf die vermeintliche Idylle des ländlichen Raums.“ Als Beleg nennt Tippach die Wiedereinrichtung des Heimatmuseums in einem von der Stadt angekauften Haus mit seiner anfänglich im Mittelpunkt stehenden Ausstellung zur Kultur der Ackerbürger.

Alexandra Bloch Pfister schließt mit dem Beitrag ‚Die Entwicklung der Stadt seit der kommunalen Neugliederung (1975-2016)‘ das Kapitel II über die ‚Epochen der Stadtgeschichte‘ ab. Geseke ist entgegen dem landesweiten Trend der letzten 20 Jahre bei der Einwohnerzahl gewachsen. Im Stadtzentrum wurde nach heftigen Diskussionen eine Fußgängerzone eingerichtet, um das „Einkaufen ohne Verkehrsbelästigung“ zu ermöglichen. Auch ein Weihnachtsmarkt soll das Einkaufserlebnis verschönern. Weithin sichtbar zeigt sich, dass Geseke auf Windkraft setzt. Der wirtschaftliche Strukturwandel wird auch langsam sichtbar. Eine „Werbegemeinschaft“ korrespondiert mit den städtischen Bemühungen, die

z.B. in einem Stadtmarketingkonzept Ausdruck fanden. Durch private Initiative kam es zur Gründung eines Vereins, der sich die Wiederherstellung der „naturbedingten Einheit von Leben und Umwelt“ zum Ziel gesetzt hat, wozu in einer Arbeitsgruppe ein „Steinbruchfolgenutzungskonzept“ entwickelt wurde. Ein Kulturverein steht dafür, dass „Kultur, Genuss und Wirtschaft [...] sich im Gleichklang“ entwickeln. Zur Verbindung der Ortsteile mit dem Stadtkern wurde das Radwegenetz ausgebaut.

Damit sind wir bei dem Kapitel III, in dem die sieben Ortsteile in alphabetischer Reihenfolge vorgestellt werden.

Bernhard und Rolf Wieneke stellen uns Bönninghausen vor. Grundherren waren hier einst das Kloster Corvey und die Herren von Störmede, deren Besitz durch Erbfolge an die Familie von Hörde ging. Hier zeigt sich bereits das all diese Ortschaften verbindende Geflecht der Herrschaften. Das hiesige Michaelsfest, ausgerichtet vom Verein „Dorfgemeinschaft“, gehört zum festen Bestandteil des Geseker Kulturjahres.

Heinz Vollmer (unter Mitarbeit von Markus Henneke) hat seinen Beitrag ‚Die historische Entwicklung des Dorfes Ehringhausen‘ überschrieben. Die Bedeutung dieses Ortes wird gleich anfangs deutlich gemacht, wenn an die Gründung Roms angeknüpft wird, auf die Sage von Romulus und Remus; für Ehringhausen gibt es die „Oinkhusen-Sage“: Südwestlich vom Dorf stand eine Burg, deren Besitzer allerdings wegen seines Lebenswandels von der eigenen Verwandtschaft vertrieben und enteignet wurde, sein Wohnsitz wurde abgebrannt; er selbst soll in das nahe gelegene Dorf umgesiedelt sein. Für das Alter des Ortes spricht das Patronatsfest der Kirche, da der hl. Jakobus ab dem 10. Jahrhundert stark verehrt wurde. Der größte Arbeitgeber im Dorf war über Jahrzehnte hin die Eisenbahn; 1967 wurde das Bahnhofsgebäude abgerissen. Das Wappen des Ortes zeigt, dass auch Ehringhausen mit Corvey und den Herren von Störmede verbunden war.

Die ‚Geschichte Ermsinghausens‘ fasst Meinolf Arens zusammen. Dieser Ort ist räumlich und geschichtlich eng mit dem Wasserschloss Schwarzenraben verbunden, das heute zu Lippstadt gehört. Schwarzenraben gehörte zum Besitz des Paderborner Abdinghofklosters, kam über die Herrschaft Ehringerfeld im Erbgang an die Familie von Hörde und schließlich an die von Ketteler, die auch die Burg Störmede und das Schloss Ehringerfeld zu ihrem Besitz zählten. In Ermsinghausen ist die Zahl der Hofstellen und damit auch der Einwohner über all diese Zeit hin gleichgeblieben. Eine Vergrößerung der einen wie der anderen Zahl hätte zu einer Verkleinerung der Wirtschaftseinheiten geführt und damit das Überleben gefährdet.

Auch Elisabeth Duscha hat sich mit Ermsinghausen beschäftigt; ihr Augenmerk liegt auf den Hofstätten und den dort lebenden Menschen.

Ehringerfeld wird von Jürgen Tommke vorgestellt. Mittelpunkt des Dorfes bildet die Schlossanlage, die als Wasserburg in ihrer barocken Gestaltung im 17. Jahrhundert von den Herren von Hörde gebaut wurde. Im Zweiten Weltkrieg waren Steyler Missionare im Schloss, nach dem Krieg die Jesuiten aus Büren. Ab Mitte der 70er Jahre war im Schloss unter wechselnder Trägerschaft immer wieder eine Bildungsinstitution untergebracht.

Meinolf Arens kommt mit Langeneicke noch einmal zu Wort. Kaiser Heinrich II. hatte dem Paderborner Bischof Meinwerk die Besitzungen rund um diesen Ort übergeben. Auch

für Langeneicke kann Arens feststellen, dass sich die Einwohnerzahl über all die Jahrhunderte aus den bereits genannten Gründen kaum geändert hat. Einerbesystem und das Heiratsverhalten, wie es auch bei Elisabeth Duscha für Ermsinghausen deutlich wurde, haben diese Dorflandschaft stabilisiert. Erst die Flüchtlinge und Vertriebenen des Zweiten Weltkrieges haben hier eine deutliche Veränderung gebracht; sie stellen heute ein Viertel der Bevölkerung.

Mönninghausen wurde im Jahr 1120 als Amtsdorf vom Kloster Corvey erstmals erwähnt. Das Kloster hatte Weinberge am Rhein und an der Mosel; über den Hellweg wurden die Weinfässer nach Corvey gebracht. In Mönninghausen, so Franz Jakob, machte der Wagenzug Station, um hier Abgaben einzusammeln. Die Einwohner galten als „Vitisch-Freie, da Corvey nie Leibeigene hatte. Flachsanbau und Bearbeitung, Garnspinnen und Leinenweben spielten in Mönninghausen Jahrhunderte lang eine große Rolle. Auch hier (vgl. Buchbesprechung Bad Driburg) erinnert man sich an den „Sommer ohne Sonne“, als nach dem Ausbruch des Tambora in Indonesien die Aschemengen bis in die Stratosphäre geschleudert wurden; anhaltende Nässe machte das Jahr 1817 zu einem „Jahr des Hungers und des allgemeinen Elends.“ Damit aber dürfte es wohl kaum zusammenhängen, dass heute in Mönninghausen ein Weltmarktführer für dauerhaft versiegelte elektronische Bauteile gegen Feuchtigkeit und sonstige Umwelteinflüsse angesiedelt ist.

Karl Petermeier schließt mit Störmede den Reigen der Ortsteile ab. Auch dieser Ort findet sich in den „Traditiones Corbeienses“. Die weitläufige Anlage des Schlosses prägt noch heute das Dorf. Eine erste Burg wurde auf dem Gelände der Pfarrkirche ergraben. Sie wurde ein Opfer der Gegnerschaft zwischen dem Kölner Erzbischof und dem Paderborner Bischof. An die von Hördes und die von Kettelers in Störmede wurde oben bei Ermsinghausen schon erinnert. Petermeier verweist noch auf die im Vergleich zu den benachbarten Dörfern dichtere Besiedlung des Ortskerns. Er sieht als Grund die „Aufnahmefreudigkeit der Dorfbewohner gegenüber fremden Siedlern.“ Einmal waren es auch Piloten: für die auf dem Fliegerhorst Störmede (1935 – 1944) stationierten Soldaten boten die Dorfbewohner Privatquartiere an. Auch das 1483 gegründete Kloster Nazareth der Augustinerinnen sei noch erwähnt; wie viele Menschen in Mönninghausen lebten auch sie von der Leinenweberei. 1804 wurde das Kloster aufgehoben. Die einstige Klosterkirche wird heute als Pfarrheim genutzt; die Klosterscheune dient den Vereinen für ihre Veranstaltungen.

Bei einem Buch, das dem Leser so viel an gut aufbereitetem Wissen liefert, sind denn auch 800 Seiten nicht zu viel. Das Autorenverzeichnis und ein Register sind für den zweiten Band versprochen – auf den man sich wohl freuen darf.

Michael Wittig, Wewer

Katrin Jaspers: Die Herren von Hörde. Eine westfälische Ministerialenfamilie des 13. Jahrhunderts im Spiegel der urkundlichen Überlieferung mit Regesten und Siegelbeschreibungen (Westfalen in der Vormoderne, Bd. 28), Münster: Aschendorff Verlag 2017, 340 S., 51,- €

Die Autorin macht in der Einleitung leider keine Andeutung, wie sie zu diesem Thema kam. Das ganze Werk jedoch macht den Eindruck einer wissenschaftlichen Arbeit; eventuell ist es ihre Dissertation. Auch der Verlag gibt keine weitere Auskunft zur Autorin. Es liegt jedoch eine Arbeit vor, die man nicht „mal eben so“ im Sessel lesen wird, womöglich sogar „mit Lesevergnügen“. Nach 175 Seiten Text bieten fast ebenso viele Seiten in Teil III Siegelbeschreibungen, Karten und Tafeln, ein Abkürzungs- und Siegelverzeichnis sowie das Quellen- und Literaturverzeichnis. Dabei werden Aussagen und Formulierungen auch in Teil I, die Familie von Hörde, und in Teil II, Prosopographisch-Statistische Analyse der Urkunden, wiederkehrend aufgenommen.

Hörde ist heute ein Stadtteil von Dortmund und kann mit einer ansehnlichen Burg punkten, 2011 zu einem Seminargebäude umgebaut, aktuell Sitz der Sparkassenakademie NRW. Durch den Umbau und damit möglich gewordene archäologische Grabungen wuchs auch das Interesse an den einstigen Bewohnern, der Familie von Hörde.

Untersuchungen belegen die Familie auf Burg Hörde für das Ende des 12. Jahrhunderts. Jaspers stellt männliche und weibliche Mitglieder der Familie für den Zeitraum von 1180 bis 1288 vor, Siegel der Familie und deren verwandtschaftliche, wirtschaftliche und feudale Beziehungen, samt derer, die ihrem Memorialwesen dienen. Da man sich bei der Namensgebung der Kinder an spezifische familientypische „Leitnamen“ hielt (in zeitlicher Reihenfolge: Albert a-h, Bernhard a-c, Gerhard a-d, Johannes a, b, Friedrich a-c), ist die Zuordnung und Differenzierung nicht immer ganz einfach.

Die Familie von Hörde gehörte zunächst zum Gefolge des Erzbischofs von Köln, doch nach dessen einsetzendem Machtverlust ab dem 13. Jahrhundert, speziell nach der Niederlage in der Schlacht von Worringen 1288, richteten Familienmitglieder ihre Aufmerksamkeit auch auf aufstrebende westfälische Territorialherren wie die Grafen von Arnsberg, von Rietberg, die Edelherren zur Lippe oder auch den Corveyer Abt, aber auch auf die Herren von der Mark und die Grafen von Limburg. Auf ihre soziale Mobilität weist auch die Hochzeitsverbindung nach Störmede bei Geseke hin. Der Verkauf der Burg Hörde 1297 und die Gründung eines zweiten Familienzweigs im Gebiet der Herren zur Lippe sind markante Punkte dieser Entwicklung. Bei den Beziehungen, Verbindungen und Unternehmungen der Familie sieht Jaspers denn auch eine geografische Entwicklung von der Region Hörde; zunächst wegen der Grafen von der Mark nach Nordosten, dann durch die Grafen von Limburg nach Süden und schließlich über die Grafen von Rietberg, die von Arnsberg sowie die Edelherren zur Lippe nach Osten hin. Über ein Netzwerk, basierend auf Verwandtschafts-, sowie Wirtschafts- und Feudalbeziehungen belegt Jaspers den Aufstieg der Familie aus der Ministerialität zum Niederadel.

Dass dieser Aufstieg noch nicht abschließend gewürdigt werden kann, begründet Jaspers mit dem Fehlen weiterer Abhandlungen über westfälische Ministerialen- oder Niederadelsfamilien, das sich u.a. mit der als gering eingeschätzten Relevanz dieser Gruppe für das politische Geschehen im Herzogtum Westfalen begründen lässt. Jaspers jedenfalls sieht den Weg der Familie von Hörde trotzdem als „beispielhaft für die allgemeine Entwicklung der Ministerialenfamilien im Westfalen des 13. Jahrhunderts“ an.

Es ist beinahe müßig noch einmal auf die Menge an Informationen, das umfangreiche Material hinzuweisen; explizit erwähnt werden sollen aber die guten Zusammenfassungen, die dem Leser helfen, den Kopf zwischendurch immer wieder aus diesem Meer von Details zu erheben.

Michael Wittig, Wewer

ANDREAS LANGE/ LENA KRULL/ JÜRGEN SCHEFFLER (Hgg.): Glaube, Recht und Freiheit. Lutheraner und Reformierte in Lippe (Schriften des Städtischen Museums Lemgo, Bd. 18), Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2017, 408 S., 162 farb. Abb., 24,- €

Pünktlich zum Reformationsjubiläum 2017 legen die Herausgeber mit „Glaube, Recht und Freiheit. Lutheraner und Reformierte in Lippe“ einen 23 Beiträge umfassenden und über 400 Seiten starken Sammelband vor, der die zugegebenermaßen bereits umfangreiche lippische Regional- und Kirchengeschichtsschreibung um eine weitere Publikation ergänzt. Warum also – abgesehen von der „Verpflichtung“ des Jubiläums – erscheint diese Veröffentlichung notwendig? Oder anders gefragt: Was ist der Mehrwert, das Neue, das den vorliegenden Sammelband von den bisherigen Publikationen unterscheidet oder gar abhebt?

Zur Beantwortung dieser Frage nähern wir uns dem Werk zunächst von außen. Der feste Einband mit einer Abbildung der Giebelfigur des sog. „Lemgoer Hexenbürgermeisterhauses“ (Jesus Christus mit Kugelkreuz in der linken Hand, die rechte im Segensgestus erhoben) unterstreicht den im Titel versprochenen historisch-theologischen Schwerpunkt des Sammelbandes und verleiht dem Werk auch äußerliches, haptisch wahrnehmbares Gewicht. Bei einem ersten Blättern durch die auf relativ starkem Papier gedruckten Seiten fallen direkt die zahlreichen Abbildungen sowie die großzügige, übersichtliche und einheitliche Anordnung und Darstellung der Textbeiträge ins Auge. Auf diese Weise gibt das Layout dem Sammelband schon auf den ersten Blick eine Struktur, die den Leser an die Hand nimmt und Orientierung schafft. Insgesamt erzeugen die materielle Hochwertigkeit sowie die äußerliche Ordnung und Struktur ein physisches wie optisches Gewicht, das gleichzeitig aber auch hohe Erwartungen und Anforderungen an den Inhalt stellt.

Wie versucht das Werk nun, diesem selbstaufgelegten Anspruch gerecht zu werden? Der Einleitung von Lena Krull gemäß möchte der Sammelband inhaltlich einen Bogen vom Mittelalter bis in die Gegenwart spannen, den Fokus dabei nachvollziehbarerweise aber auf die Frühe Neuzeit legen.

Hierfür ist es den Herausgebern in einem ersten Schritt gelungen, für die Beiträge eine Reihe renommierter Historikerinnen und Historiker sowie Theologinnen und Theologen zu gewinnen, die sich einerseits teilweise bereits durch vorherige Veröffentlichungen zur lippischen Landesgeschichte in der Region einen Namen gemacht haben, andererseits aber auch zum Großteil die gegenwärtige religions- bzw. geschichtswissenschaftliche Theorie, Lehre und Praxis in unterschiedlichen Funktionen in Gemeinden, Archiven und (Bildungs-) Institutionen in Lippe und weit darüber hinaus prägen. Der jeweils fachlichen Herkunft der Autorinnen und Autoren entsprechend, beleuchten die im Sammelband vereinten Aufsätze das Reformationszeitalter, seine Vorgeschichte und Nachwehen daher auch auf verschiedene Art und Weise, sodass unterschiedlich konkrete bzw. allgemeingehaltene Beiträge aus den Bereichen Ereignis-, Sozial-, Struktur-, Kirchen- und Religionsgeschichte sich zu einem bunten reformationsgeschichtlichen Potpourri vereinen.

So wechseln sich Überblicksdarstellungen wie beispielsweise zur Vorgeschichte der Re-

formation in Lemgo (Ulrich Meier), zur Einbettung der lippischen Reformation in einen überregionalen Kontext (Heye Bookmeyer und Christof Spannhoff) oder die Vorstellung zentraler Akteure der Reformation in Lemgo (Roland Linde) ab mit sehr konkreten Betrachtungen im Regionalen wie unter anderem die zum Wirken des lutherischen Theologen und Geschichtsschreibers Hermann Hammelmann in Lemgo (Christian Helbich), zur protestantischen Sittenzucht im Lippe des 17. Jahrhunderts (Iris Flessenkämper) oder zur Eheklage Hovedissen gegen den Scharfrichter Clauss vor dem Geistlichen Gericht in Lemgo (Gisela Wilbertz). Insbesondere letztgenannter Aufsatz unterstreicht eine große Stärke des Sammelbandes: Religiöse und konfessionelle Aspekte und Veränderungen werden nicht allein in ihrer theologischen Bedeutung oder als in sich geschlossene Ereignisse betrachtet, sondern stets in einen gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang gestellt. Auf diese Weise wird nicht zuletzt die Ausweitung und das Eindringen des Protestantismus in fast alle Bereiche des gesellschaftlichen und politischen Lebens und ihr Einfluss auf Herrschaft wie Untertanenschaft deutlich, wodurch das auf den ersten Blick häufig abstrakt wirkende Moment allgemeinen, überregionalen, aber auch lokalen konfessionellen Wandels für den Leser konkret und fassbar wird. Insofern mag es höchstens auf den ersten Blick verwundern, dass ein Band zur Geschichte von Lutheranern und Reformierten auch Beiträge zur sogenannten Hexenverfolgung in Lemgo (Nicolas Rügge), zur Musikpflege in Lippe (Arno Paduch) oder auch zur Bibliothek des Grafen Simon VI. (Joachim Eberhardt), der Anfang des 17. Jahrhunderts die Grafschaft gegen den erbitterten Widerstand Lemgos zur reformierten Lehre führte, enthält. Jener bis vor die Reichsgerichte als Fall „Lippe contra Lemgo“ ausgetragene konfessionelle, später allgemeinpoltische Grundsatzstreit zwischen der Grafschaft und der Hansestadt stellt für Lippe übrigens das wohl bedeutendste Beispiel eines interkonfessionellen Konflikts dar und wird in den Beiträgen von Nicolas Rügge (Die Lemgoer Revolte von 1609) und Marcel Oeben (Der Röhrentruher Rezess von 1617) entsprechend ausführlich behandelt.

Einen weiteren äußerst lesenswerten Beitrag abseits der reinen Ereignisgeschichte liefert Ulf Zastrow, der mit „Reformation als Identitätsgewinn“ einen anthropologischen Zugang verfolgt und das sinn- und identitätsstiftende Moment der Konfessionsfrage in den Vordergrund rückt. In einer Zeit des Umbruchs und Wandels, der Erfindungen und Entdeckungen, in der viele das strenge Kirchenregiment als zunehmend einengend empfanden und der Wunsch nach mehr Selbstbestimmtheit sich in einem neuen, humanistischen Menschenbild niederschlug, nahm die Reformation nochmals eine herausgehobene Stellung ein, in der dieser Wunsch sich zur Forderung wandelte und, wenn man so will, die Neuzeit einläutete. Es ist daher folgerichtig, aber nicht unbedingt selbstverständlich, der Frage nach dem Sinn des Seins, die die Menschen bis heute umtreibt, zum Gegenstand eines Aufsatzes zur Reformationsgeschichte zu machen – und auf diese Weise auch die Metaebene von Religion und Konfession, also den eigentlichen Kern, näher zu betrachten. In eine ähnliche Richtung stößt Claas Cordemann mit seinen „Überlegungen zu Martin Luthers Freiheitsbegriff.“

Die Aufsätze von Dina van Faassen und Uwe Ständera zur Geschichte des Judentums bzw. der katholischen Kirche in Lippe wirken hinsichtlich des Buchtitels zunächst fehl am Platz, erlangen aber ihre volle Daseinsberechtigung in der Aufsatzsammlung dadurch, dass

sie einmal und umso mehr die in Lippe vorherrschenden religiösen und konfessionellen Pluralitäten sowie das transkonfessionelle Mit- und Gegeneinander unterstreichen. Beide Beiträge zeigen, dass die Reformation auch in Lippe nicht im luftleeren Raum stattfand und keine klaren religiösen und konfessionellen Grenzen zur Folge hatte. Insofern können beide Texte auch einen Beitrag zur andauernden Diskussion um den Forschungsbegriff der „Konfessionalisierung“ liefern.

Den versprochenen Bogen in die Gegenwart schlagen schließlich unter anderem Arno Schilberg und Michael Beintker, die in ihren Aufsätzen das Verhältnis von Lutheranern und Reformierten in Lippe in der jüngeren Vergangenheit bis hin zur Gegenwart betrachten, in der beide protestantische Konfessionen unter dem Dach der Lippischen Landeskirche vereint sind, jedoch stets darauf bedacht, ihre jeweiligen konfessionellen Konturen zu bewahren.

Allen Beiträgen des Sammelbandes ist gemein, dass sie in zahlreichen, ausführlichen Endnoten auf weiterführende Literatur verweisen und mit ergänzenden Erläuterungen zu bestimmten im Fließtext genannten Personen, Ereignissen oder Begrifflichkeiten aufwarten. Wie eingangs erwähnt, ist der Sammelband zudem äußerst reichhaltig und hochwertig mit Faksimiles von Archivalien, Gemälden und Stichen sowie mit Geschichtskarten, Grafiken und aktuellen Fotografien von Gebäuden und Kirchenausstattung bebildert, die die jeweiligen Texte stellenweise in rein dienender, ästhetischer Funktion illustrieren, zum Teil aber auch das Geschriebene sinnvoll ergänzen oder durch Blicke auf das „Original“ einer Quelle die Nachvollziehbarkeit der Argumentation erleichtern. Lobenswert ist außerdem, dass es trotz der Vielzahl an Autorinnen und Autoren gelungen ist, einen relativ einheitlichen Stil zu verfolgen, was enorm zum Lesevergnügen beiträgt, egal, ob man je nach Interesse und Bedarf bestimmte Aufsätze oder aber das Buch, ähnlich einer Monographie, als Ganzes liest. Nicht zuletzt auch deshalb ist der Sammelband weitaus mehr als die Summe seiner einzelnen Beiträge.

Zu bemängeln sind höchstens Kleinigkeiten formaler Art. So wäre zur besseren Orientierung und für die punktuelle Suche nach bestimmten Schlagwörtern ein Register wünschenswert gewesen. Zudem sind die Beiträge des Sammelbandes äußerst Lemgo-lastig, was allerdings durch die herausragende Bedeutung der damaligen Hansestadt für die Region in Mittelalter und Früher Neuzeit und die damit einhergehende Quellenlage zu erklären ist. Schließlich wäre stellenweise eine größere Sprachsensibilität wünschenswert und angebracht gewesen, sodass beispielsweise im ansonsten äußerst lesenswerten Beitrag von Nicolas Rügge der damals für die entsprechend denunzierten Frauen (aber auch Männer) benutzte Begriff „Hexe“ nicht einfach übernommen, sondern in Anführungszeichen gesetzt oder mit einem „sogenannte“ hätte versehen werden sollen. Auch der Begriff „Hexenforschung“ ist umgangssprachlich vielleicht geläufig, in einem wissenschaftlichen Beitrag jedoch unglücklich gewählt.

All dies sind jedoch lediglich Randaspekte, die den ansonsten äußerst positiven Eindruck des vorliegenden Werkes höchstens minimal schmälern. Die Herausgeber haben die Herausforderung gemeistert, eine sehr lesenswerte Symbiose aus größtenteils zwar bekannter, aber in dieser Dichte und sprachlichen Klarheit bislang noch nicht in einem Werk zusammengeführter lippischer Reformationgeschichte zu erstellen. Lohnenswert ist der Sammelband dabei nicht nur für regionalgeschichtlich interessierte Laien, die ihr Bücherregal um eine ausführliche, den inhaltlichen, sprachlichen und darstellerischen Ansprüchen der gegenwärtigen Leserschaft angepasste Übersicht über die genannten Entwicklungen und Ereignisse erweitern möchten, sondern ebenfalls für Historikerinnen und Historiker, da Lippe viele zu jener Zeit auch andernorts auftretende konfessionelle Besonderheiten und Streitigkeiten auf kleinem Raum bündelte und allgemeine Tendenzen und Entwicklungen im Heiligen Römischen Reich spiegelte. Damit stellt Lippe ein lohnenswertes Beispiel eines Kleinterritoriums dar, an dem nicht zuletzt Heinz Schilling bereits in den 1970er Jahren einen ersten Entwurf seines Modells der Konfessionalisierung erarbeitet hat, das bis heute Anlass für geschichtswissenschaftliche Debatten gibt.

Hinsichtlich der eingangs aufgeworfenen Frage nach dem Mehrwert der vorliegenden Publikation ist festzuhalten, dass die erneute Auseinandersetzung der Wissenschaft mit der lippischen Reformationgeschichte in Form der zahlreichen klugen Beiträge des Sammelbandes dem Gegenstand gut tut, wird er dadurch doch auf den aktuellen Forschungsstand gehievt. Dass dies zwangsläufig zu neuen Forschungsfragen führen wird, beweist nur einmal mehr, dass Geschichtsschreibung nicht endlich, sondern ein fortschreitender Prozess gegenseitiger Befruchtung ist. In diesem Sinne wird auch der vorliegende Sammelband irgendwann selbst zur Quelle werden. Bis dahin stellt er eine äußerst gelungene, handwerklich einwandfreie Übersicht der Reformationgeschichte des Lipperlandes dar, die jedem regional- und konfessionsgeschichtlich Interessierten ans Herz gelegt sei.

Johannes Stüer, Detmold

Die Berlinexkursion des Studiengangs Kulturerbe vom 9. – 12. April 2018

von Paul Duschner

Teilnehmer des Studiengangs „Kulturerbe“ und interessierte Kommilitonen verbringen die erste Woche ihres Sommersemesters nicht im Hörsaal, sondern auf Exkursion. Dieses Jahr ging es unter Leitung von Frau Prof. Eva-Maria Seng ins schöne Berlin zum Besuch wichtiger Museen und Gedenkstätten. Die Exkursionsteilnehmer konnten einen spannenden Einblick in die hauptstädtische Kulturlandschaft gewinnen sowie in die verschiedenen Arten und Formate des Gedenkens und Ausstellens.

Die Anreise erfolgte mit der Bahn und nahm die erste Hälfte des Montags in Anspruch. Gegen 14:30 Uhr konnte das Programm beginnen. Die erste Station war die Baustelle des Berliner Stadtschlosses, in dem ab Ende 2019 das *Humboldt-Forum* seine ethnologischen Sammlungen auf gigantischer Ausstellungsfläche der Weltöffentlichkeit präsentieren soll. In der als temporärem Informationszentrum eingerichteten *Humboldt-Box* konnten sich die Exkursionsteilnehmer ein Bild von der praktischen Umsetzung dieses architektonischen Großprojekts machen und beim Gang durch die Ausstellung *Die Welt hören* einen ersten Vorgeschmack auf die geplanten ethnologischen Ausstellungen genießen. Auf dem Observationsdeck angelangt, wurden die in verschiedenen Fertigungsstadien befindlichen Abschnitte der Schlossfassade betrachtet. Auf die *Humboldt-Box* folgte der Besuch des *Mahnmals für die ermordeten Juden Europas* und des *Denkmals für die im Nationalsozialismus ermordeten Sinti und Roma Europas*. In beiden Fällen haben die Teilnehmer diese erst selbst begangen, ehe sie ihre Eindrücke in der Gruppe austauschten.

Den Dienstag verbrachten die Exkursionsteilnehmer im Berliner Ortsteil Dahlem. Im *Museum Europäischer Kulturen (MEK)* wurden sie von der Leiterin, Frau Prof. Tietmeyer, persönlich empfangen und durch die Dauerausstellung geführt (Abb. 1).

Aufgabe des Museums, so Tietmeyer, sei es nicht, einzelne Kulturen darzustellen und eine Volkskunde im alten Sinne zu betreiben, obwohl dies von manchen Besuchern erwartet werde. Stattdessen würden kulturelle Prozesse beleuchtet, aktuelle Entwicklungen thematisiert und dabei großer Wert auf eine partizipative Museumsarbeit gelegt. Die anschließende Führung durch die aktuelle Sonderausstellung *100 Prozent Wolle* übernahm die wissenschaftliche Museumsassistentin Jana Wittenzellner. Nach der Mittagspause, die von vielen dazu genutzt wurde, das *MEK* noch einmal selbstständig zu durchlaufen, folgte die Besichtigung der Ausstellungsfläche des ehemaligen *Ethnologischen Museums* in Dahlem. Dessen Bestände waren bereits zum Großteil verpackt und warteten auf ihre Umsiedlung ins künftige *Humboldt-Forum*. Auf diesem exklusiven Blick hinter die Kulissen konnten

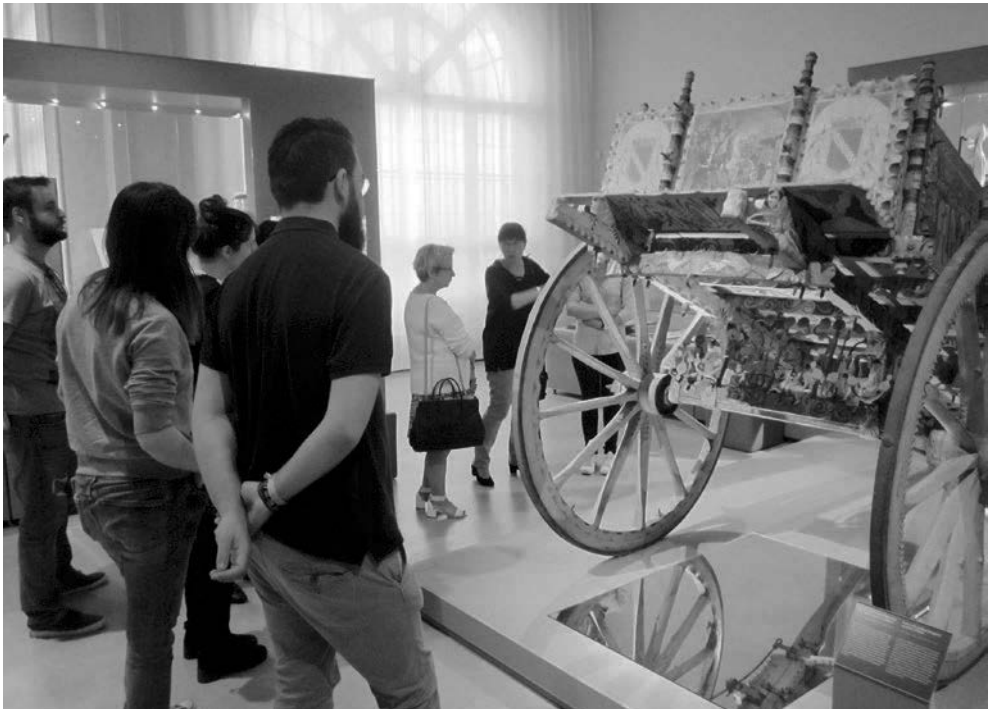


Abb. 1: Tietmeyer, Europäische Kulturen

sich die Teilnehmer einen Eindruck von den logistischen Schwierigkeiten des Transports von Großobjekten wie Häusern und Booten machen sowie von den Schutz- und Restaurierungsmaßnahmen. Im folgenden Expertengespräch mit dem Historiker Gabriel Schimmeroth gab dieser einen Einblick in die Ziele und Methoden der Provenienzforschung bei ethnologischen Objekten. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand die eigene Arbeit mit den Sammlungsbeständen aus Namibia, deren historisch belastete Vergangenheit im Rahmen einer eigenen Ausstellung im *Humboldt-Forum* thematisiert werden soll.

Das Mittwochsprogramm drehte sich vor allem um die Aufarbeitung von Widerstand gegen die NS-Diktatur in musealen Ausstellungen. Erste Station des Tages war die *Gedenkstätte Deutscher Widerstand* im geschichtsträchtigen Bendlerblock. Mit dessen Leiter, dem prominenten Historiker Prof. Peter Steinbach, konnten die Teilnehmer die Dauerausstellung *Widerstand gegen den Nationalsozialismus* besichtigen und eingehend diskutieren. Dabei betonte Steinbach, dass mit der Ausstellung keine Heldenverehrung angestrebt werde, oder die Vermittlung eines spezifischen Geschichtsbildes. Stattdessen sollten die Menschen, die zu unterschiedlichen Zeiten und aus verschiedenen Gründen den Weg in den Widerstand gefunden hatten, samt ihrer „Fehler, Versagen und Versäumnisse“ präsentiert werden. Nach einer kurzen Mittagspause folgte eine Führung durch die im gleichen Gebäude befindliche *Gedenkstätte Stille Helden*, in der Geschichten jener Deutschen präsentiert werden, die ihren jüdischen Mitbürgern in der NS-Zeit ein Versteck geboten hatten. Dann

ging es mit dem Bus quer durch Berlin zum *Museum Blindenwerkstatt Otto Weidt*, gelegen in den ehemaligen Werksräumen der Blindenwerkstatt. Ihr Eigentümer Otto Weidt hatte versucht, jüdische Mitarbeiter vor der Deportation durch die Nazis zu bewahren und sie anschließend mit Lebensmittelpaketen unterstützt. Heutige Besucher können einen Blick in einen geheimen Raum im hinteren Teil der Werkstatt werfen, in der Weidt eine jüdische Familie für neun Monate versteckt hatte, ehe sie von Spitzeln verraten wurden.



Abb. 2: Diskussion Flierl

Der letzte Exkursionstag begann mit dem Besuch eines der ganz großen Häuser auf der Berliner Museumsinsel: dem *Neuen Museum*, Heimat der Nofretete! Hier wurden die Teilnehmer von der stellvertretenden Leiterin, der Frühgeschichtlerin Marion Betram begrüßt und durch die weiten Räume des Museums geführt. Thema der Führung war neben der Museumsgeschichte und Konzeption auch das Gebäude selbst. So verdankt das *Neue Museum* seine aktuelle Erscheinung dem britischen Architekten David Chipperfield, dessen Restaurierungen ab 1997 unter dem Motto der „vorsichtigen Ergänzung der Ruinen“ vollzogen wurden. Diskutiert wurde auch über das Thema „Beutekunst“, wobei Betram die Hoffnung äußerte, dass die noch in Russland befindlichen Kulturgüter, wie der „Schatz des Priamos“, eines Tages den Weg zurück nach Berlin finden könnten. Im deutlichen Kontrast zum *Neuen Museum* mit seinen großen Sälen, Treppenhäusern und international bekannten Exponaten stand die letzte Station der Berlinexkursion: die *Galerie Parterre* im Berliner Bezirk Pankow. Wie ihre Leiterin Kathleen Krenzlin erklärte, versteht sich die Galerie als

lokales Kulturzentrum und hat sich der Sammlung und Ausstellung von Werken örtlicher Künstler verschrieben. Ebenfalls zum Gespräch gekommen war der ehemalige Kultursenator Thomas Flierl, der den Studierenden aus eigener Erfahrung über die Herausforderungen der hauptstädtischen Kulturpolitik berichten konnte (Abb. 2).

Diskutiert wurde beispielsweise die Suche nach dem richtigen Verhältnis zwischen zentraler Planung und der Berücksichtigung eigenständiger, lokaler Initiativen.

Die Exkursion endete mit der Rückfahrt um 19 Uhr vom Berliner Hauptbahnhof. Ihren Teilnehmern bot sie die Möglichkeit zu Erfahrungen, wie sie sich dem gewöhnlichen Museums- oder Gedenkstättenbesucher nicht bieten. Neben dem sprichwörtlichen Blick hinter die Kulissen verschiedener Institutionen waren dies die lebendig geführten Diskussion mit führenden Museologen, Ausstellungsmachern und Kulturpolitikern in einer, wie Peter Steinbach es treffend charakterisierte, „liberalen Gesprächsatmosphäre“. Für manche Teilnehmer stellte die Exkursion eine wichtige Ergänzung der im vorherigen Semester besuchten museologischen und erinnerungsgeschichtlichen Lehrveranstaltungen dar. Andere mögen sie als Anregung empfunden haben, sie in Zukunft zu besuchen oder das Museum als künftiges Arbeitsfeld in Erwägung zu ziehen.

Bericht von der Studienfahrt des Vereins für Geschichte nach Mecklenburg-Vorpommern (24.–27.09.2017)

von Odilo Gudorf

Die Fahrt des Vereins für Geschichte an der Universität Paderborn führte 2017 nach Mecklenburg-Vorpommern und ergänzte damit die letztjährigen Fahrten in die neuen Bundesländer, 2016 nach Brandenburg und 2015 auf Luthers Spuren nach Sachsen-Anhalt und Leipzig. In einer Weise aber unterschied sich 2017 von den vorherigen Jahren, indem sich die Reiseziele nicht auf wenige Orte beschränkten, sondern sich auf das ganze Gebiet des nordöstlichen Bundeslandes verteilten und vor allem viele Stätten betrafen, die von der uns weniger bekannten mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte dieser Region zeugen und die ihren Ursprung häufig in der Zeit der frühen slawischen Besiedlung haben.

Der Vorsitzende des VfG, Dr. Michael Wittig, der die Reise wieder mit großer Umsicht vorbereitet hatte, brachte gerade diesen Aspekt bei vielen Orten in seinen jeweils einführenden Worten zur Geltung. So hörten wir im Verlauf der Reise von den Obodriten, die im Westen siedelten, den Luitizen im Osten, den Pomoranen und anderen slawischen Stämmen, die – nach dem Abzug der germanischen Stämme der Langobarden, Sachsen und Warnen – ab dem 7. Jahrhundert bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts den Raum zwischen Elbe und Oder besiedelten, was sich bis heute in vielen Ortsnamen abzeichnet.

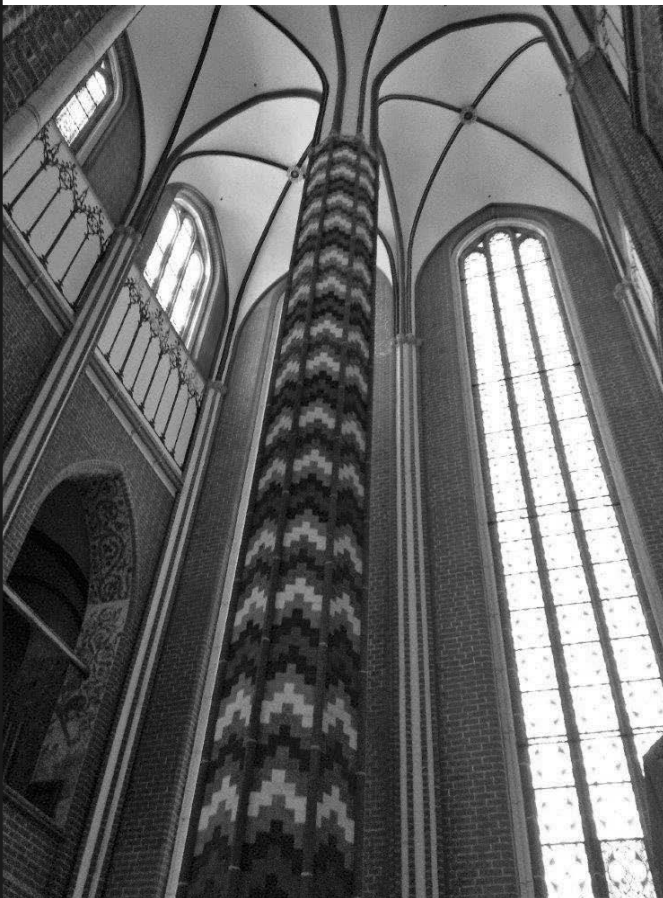
Im 9. Jahrhundert setzte mit Heinrich I. die Unterwerfung der Slawen ein, deren Fürsten schließlich die deutsche Lehenshoheit anerkannten. Der letzte freie Obodritenfürst war Niklot, der versuchte, die politische Selbständigkeit des Obodritenlandes östlich der Lübecker Bucht bis zur Oder zu wahren und dabei am alten Glauben festzuhalten. Nach seiner Niederlage gegen Heinrich den Löwen im Jahre 1147 gelang es seinem Sohn Pribislaw, als Vasall Heinrichs die Regentschaft über das Land seiner Väter zu erhalten. Er wurde zum Stammvater des bis 1918 regierenden mecklenburgischen Fürstenhauses.

Im 12. und 13. Jahrhundert kam es zu umfassenden Veränderungen. Die von vielen Klostergründungen getragene und durch die Missionsreisen Ottos von Bamberg geförderte Christianisierung des heidnischen Landes, dazu die Einwanderung deutscher Bauern aus dem westelbischen Gebiet und deutscher und flandrischer Kaufleute in die bis dahin slawisch besiedelten Regionen, führte zur grundlegenden Umgestaltung der politischen Wirtschafts- und Besiedlungsstruktur. Die meisten der heutigen Dörfer und Städte Mecklenburg-Vorpommerns entstanden im Zuge dieser deutschen Ostexpansion. Auch die noch heute vorhandenen und das Stadtbild prägenden Kirchenbauten sind überwiegend aus dieser Zeit des Spätmittelalters (13.–15. Jahrhundert). Sie wurden aus Backstein gebaut, dem Material, das damals in dieser Region zur Verfügung stand. Unter dem Einfluss der großen gotischen Kathedralen im Süden und Westen begründeten sie gleichwohl einen eigenen Stil, den der ‚Backsteingotik‘, deren großartige Schöpfungen zu erleben, für viele heute der wesentliche Grund für eine Mecklenburg-Reise ist.

Das Bild der mittelalterlichen Städte ist zudem von einer reichen bürgerlichen Baukultur geprägt, die ebenfalls dem Stil der Backsteingotik verpflichtet ist und von einer rasch aufstrebenden Entwicklung der Region zeugt. Ihr attraktives einheitliches Bild ist u. a. dem Umstand zuzuschreiben, dass, als Ende des 13. Jahrhunderts unter Führung von Lübeck die deutsche Hanse entstand, die Städte Anklam, Greifswald, Stralsund, Rostock und Wismar diesem Städtebund beitraten. – Damit ist die Route unserer Reise im Wesentlichen umschrieben.

In all diesen Städten spiegelt sich zudem die weitere wechselvolle Geschichte des heutigen Landes Mecklenburg-Vorpommern in den Renaissance- und Barockfassaden der Marktplätze, in den über das Land verstreuten Adelsitzen und den Residenzschlössern der in ihrer Bedeutung wechselnden Herzogtümer wider. Auch der schwedische Herrschaftsanspruch nach dem Westfälischen Frieden begegnet einem, v. a. in Wismar, das erst 1903 endgültig an Mecklenburg zurückging. Beim Ende der Monarchien in Deutschland 1918 wurden aus den inzwischen zu Großherzogtümern gewordenen Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz die gleichnamigen Freistaaten in der Weimarer Republik, während Vorpommern seit 1815 ein Teil Preußens war und blieb. Nach 1933 wurden die

mecklenburgischen Länder unter dem Namen Mecklenburg zusammengelegt; die DDR teilte 1952 in einer großen Gebietsreform dieses Land in die Bezirke Rostock, Schwerin und Neubrandenburg auf und wollte damit die „Feudalzeit“ aus dem historischen Gedächtnis tilgen. Seit 1990 erfährt das neue Bundesland eine Vitalisierung, die den Besucher eher die DDR-Geschichte vergessen und eine Zeitreise in wunderschön restaurierte Städte machen lässt, in denen man die Wunden der Vergangenheit inzwischen suchen muss.



*Abb. 1: Backsteingotik der Klosterkirche
Bad Doberan*

1. Tag

Diese gesamte Zeitspanne repräsentierte gleich unser erstes Ziel, das wir nach einer langen Busfahrt weit nördlich von Berlin erreichten: **Neustrelitz**, Residenz der Herzöge von Mecklenburg-Strelitz 1733–1918. Dort hat man in einer Art Museumsdorf eine Slawensiedlung rekonstruiert, in der man auf sehr anschauliche Art die Lebensweise der Menschen aus der slawischen Siedlungszeit nahezubringen versteht. Das „Slawendorf Neustrelitz“ entstand 1998, nach Ende der DDR. Hier machten wir unsere erste Station, die ebenso interessant und lehrreich wie auch erholsam war. Zur Stärkung gab es u. a. leckeres Brot, im Lehmbackofen gebacken.

Der anschließende Gang vom Zierker See, an dem das Slawendorf liegt, zur Innenstadt führte durch den an fürstliche Zeiten erinnernden Schlossgarten – das Schloss ist 1945 abgebrannt – mit seiner Gedächtnishalle für die Königin Luise von Preußen, Tochter aus dem Hause Mecklenburg-Strelitz, Mutter des späteren Kaisers Wilhelm I. Besonders beeindruckend war der klassizistische Hebe-Tempel, darin (in Kopie) eine berühmte Skulptur der Zeus-Tochter und Göttin der Jugend von Canova (Das Original in der Eremitage in St. Petersburg.). Neustrelitz entstand im Auftrag von Großherzog Adolf Friedrich III., der seine Residenz 1733 nach einem Stadtbrand in Strelitz hierher verlegen und als barocke Planstadt neu erstehen ließ. Einzigartig ist der vom quadratischen Markt ausgehende achtstrahlige Straßenstern in einem Stadtgrundriss, der einer italienischen Idealstadt nachempfunden ist. Für Blumenfreunde noch interessant: Eine Strelitzer Prinzessin, Sophie Charlotte, war 1761–1818 britische Königin. Ihr zu Ehren erhielt die aus dem südlichen Afrika stammende Blume den Namen ‚Strelitzia regina‘. Für uns blieb es aus Zeitgründen bei dem Eindruck, den wir bei der Durchfahrt durch die Stadt gewinnen konnten.

Auf dem Wege nach Neubrandenburg führte uns eine kurze Abzweigung zur **Burg Stargard**, der nördlichsten erhaltenen Höhenburg Deutschlands und dem ältesten Profanbau Mecklenburg-Vorpommerns. Der Name führt in die Zeit der slawischen Besiedlung, denn in der Sprache der westslawischen Stämme, dem Polabischen, heißt *stary* alt und *grad* Burg, wie es einem auch heute in vielen slawischen Städtenamen begegnet.

Im Dreißigjährigen Krieg war die mächtige Burg als Hauptquartier des kaiserlichen Generals Tilly (1631) letztmals von strategischer Bedeutung. In der Folgezeit verlor sie schnell an Gewicht und wurde mit dem Ort Stargard Sitz eines herzoglichen Verwaltungsamtes, sank nach einem Brand 1758 aber zu einer unbedeutenden Landstadt herab. Jetzt ist die weiträumige und gut erhaltene Burganlage eine attraktive Freizeitstätte im Umland des Oberzentrums Neubrandenburg. In Burg Stargard sind wir auch in die „**Europäische Route der Backsteingotik**“ eingeschwenkt, die auf den Informationstafeln innerhalb des Burggeländes angezeigt war.

Die Einfahrt in die Stadt **Neubrandenburg**, nach Rostock und Schwerin die drittgrößte des Landes, erweckte beim Blick auf Plattenbauten, Einheitsarchitektur und Baulücken zunächst Erinnerungen an die DDR. Michael Wittig hatte uns aber gespannt gemacht auf die historische Altstadt, die „Vier-Tore-Stadt“, die für die besterhaltene Stadtbefestigung der Backsteingotik bekannt ist. So waren wir gut motiviert, die z. T. aus dem 13. Jahrhundert stammenden Befestigungsanlagen außerhalb des Ringes und auch die an die Mauer inner-

städtisch angelehnte idyllische Wehr- und Wohnbebauung, die „Wiekhäuser“, spazierende zu bewundern. Bewunderung aber verlangten uns vor allem die grandiosen Toranlagen aus dem 14./15. Jahrhundert ab, von denen das Neue Tor, das Stargarder und das Treptower Tor auf unserem Weg lagen. Sie sind mit ihren unterschiedlichen Giebeln, filigranem Maßwerk, ihren Türmchen, Blendbögen und Terrakottafiguren besonders schöne Zeugen norddeutscher Backsteingotik (Abb. 2).

Die vielgerühmte, zum Konzerthaus („Konzertkirche“) umgewandelte gotische Marienkirche konnten wir leider nicht mehr besichtigen. Sie war am Ende des Krieges weitgehend zerstört, wie auch der Großteil der Altstadt, die früher einmal das Rothenburg des Nordens genannt wurde. Davon gibt das Erhaltene immerhin einen Abglanz!

Von Neubrandenburg ging es, nun schon gegen Abend, noch eine Autostunde nach **Uckermünde** am Stettiner Haff. Dort wurden wir im Hotel Haffhus erwartet und waren froh, ein schönes, modernes Hotel am Meer anzutreffen, das uns den Tag mit einem hervorragenden Abendessen in großer Zufriedenheit beenden ließ. Mancher von uns wäre sicher gern mehr als die eine Nacht dort geblieben.

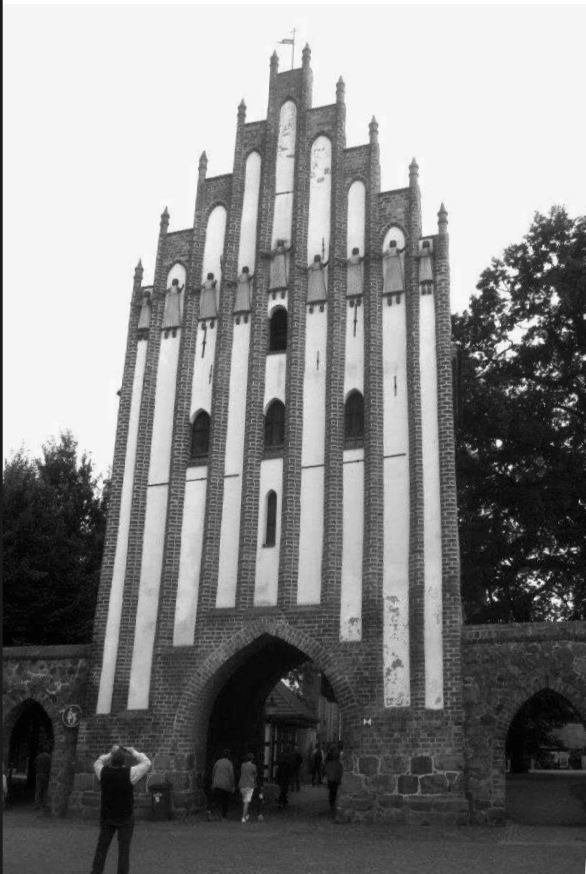
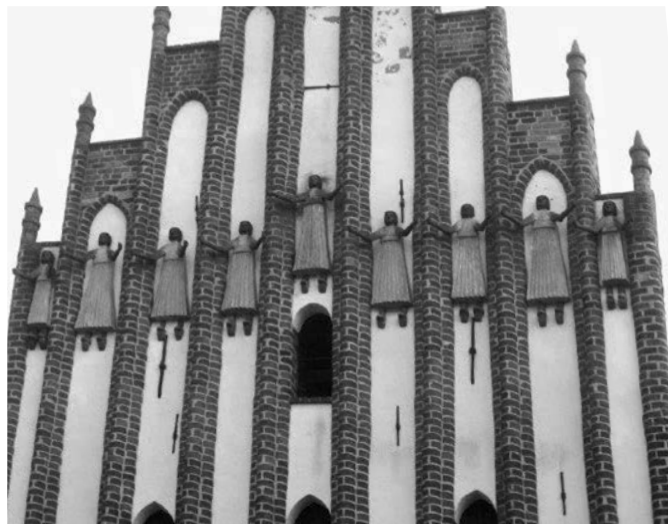


Abb. 2a/b: Neubrandenburg,
a) Stadttor in Backsteingotik/
b) Ausschnitt mit Terrakottafiguren



2. Tag

Der zweite Tag sah ein Programm mit weniger Kilometern, aber mit beachtlichen neun Stationen vor: In der kleinen Hansestadt **Anklam** (ca. 14.000 Einw.), dem „Tor zur Insel Usedom“, begegnete uns wieder großartige Backsteingotik. Wir konnten bei einem kurzen Stadtrundgang die Ältere Marienkirche und die Nikolaikirche allerdings nur von außen sehen, da wir am frühen Morgen vor deren Öffnung unterwegs waren. Mehrere erhaltene Stadt- bzw. Wehrtürme zeugen von der wechselvollen und schicksalhaften Geschichte des Ortes im Grenzbereich von Pommerschen, Schwedischen, Brandenburgischen, Preußischen und Polnischen Interessen, die für die Stadt oftmalige fremde Eroberungen und Besetzungen gebracht haben.

Nach der preußischen Niederlage bei Jena und Auerstedt marschierten schließlich 1806 französische Truppen in Anklam ein und besetzten die Stadt bis 1809. In dieser Zeit gab sich Anklam eine neue Städteverfassung, welche das geltende Recht aus dem Jahr 1353 ersetzte und das mit nur unwesentlichen Änderungen im 21. Jahrhundert immer noch gilt. Das letzte historische Beispiel ist besonders tragisch: Am 29. April 1945 besetzte die Rote Armee Anklam. Die Stadtväter verhandelten mit dem sowjetischen Generalmajor Borstschew über die kampflose Übergabe der Stadt. Noch am selben Tag wurde Anklam von der deutschen Luftwaffe bombardiert.

Einen ironischen, fast heiteren Akzent hingegen setzte das Denkmal zu Ehren des bekanntesten Bürgers von Anklam, des Luftpioniers Otto Lilienthal.

Für die Christianisierung der Slawen des pommerschen Raumes spielte Anklam eine bedeutende Rolle, weil von hier aus Impulse zur Gründung mehrerer Klöster ausgingen. So gründeten Herzog Ratibor I. und Bischof Adalbert von Pommern 1153 an der Peene das **Kloster Stolpe**, das wir besuchten. Das heißt, wir fanden in einsamer Natur an einem Uferstück der idyllisch dahinschleichenden Peene einige Ruinen, die Reste des westlichen Untergeschosses der Klosterkirche. Das Kloster, an dem sich einst Heinrich der Löwe mit dem dänischen König getroffen hatte, wurde schon kurz nach der Reformation, 1534, säkularisiert und fiel 1648 an Schweden. Der naturbelassene Ort übt heute gleichwohl eine besondere Anziehungskraft aus, wie man erfuhr; denn kurz vor unserem Besuch war in einem nahegelegenen Hotel die Bundeskanzlerin Merkel mit den ostdeutschen Ministerpräsidenten zusammengetroffen.

Wolgast, der nächste Ort in unserem Tagesprogramm (ca. 12.000 Einw. heute, 17.000 bis 1989), nennt sich ebenfalls und mit gutem Recht „Tor zur Insel Usedom“, zu der zwei Brücken über die Peene hinüberführen. Die Gegend von Wolgast gehörte zum Siedlungsgebiet der wendischen Luitizen, später zum Herzogtum Pommern. Der Ort wurde urkundlich erstmals 1123 erwähnt. Hier befand sich der Tempel des slawischen Gottes Jarovit. Dieser wurde durch Bischof Otto von Bamberg auf seiner zweiten Missionsreise 1128 zerstört. Er legte vermutlich an dieser Stelle die St.-Petri-Kirche an. Der Kirchenbau und der südlich davon gelegene wendische Rundling waren der Ursprung der Stadt. Sie hat nach vielen Kriegszerstörungen, die auch das Renaissanceschloss der Pommerschen Herzöge getroffen haben, einen barocken Wiederaufbau erlebt, der das Stadtbild bis heute bestimmt. In der aus dem Mittelalter erhaltenen Petri-Kirche, die wir besucht haben,

befinden sich in einer Gruft sieben Zinnsarkophage der Herzöge von Pommern-Wolgast und ihrer Angehörigen. Aufgrund der historischen Relevanz der Herzogsgruft erfolgte nach deren Restaurierung 2011 die Anerkennung der St.-Petri-Kirche als „Denkmal von nationalem Rang“.

Uns zog aber vor allem der „Wolgaster Totentanz“ in seinen Bann, eine Folge von 25 Gemälden, die die Unerbittlichkeit des Todes vor Augen führen. Dazu über jedem Bild eindringlich mahnende Worte, wenn auch in ungelenk verfassten Versen, wie: *Durch Evas Lust und Satans List // Der Tod in diese Welt kommen ist. – Der Adel sich nur straeube nicht, // Der Tod ihm doch das Herz absticht. – Der Diener Gottes an dem Wort, // Wann's Glas ist aus, muß auch mit fort. – Die Bauern und geringen Leut // Nimmt auch der Tod hinweg zur Beut.*

Der Zyklus ist um 1700 entstanden, in Anlehnung an eine Holzschnittserie von Hans Holbein d. J. und hat zum Hintergrund, dass der nicht klar zu bestimmende Schöpfer Frau und Kinder durch eine Epidemie verloren hatte. „Der Tod erscheint insgesamt als eine selbständige Macht, die mit Gott im Bunde steht und Teil der Allmacht Gottes ist, die hier düster und stumm erscheint“, heißt es in einer der ausliegenden Schriften, die zu diesem Werk verfasst worden sind.

Schloss Ludwigsburg, die nächste Station auf dem Weg nach Greifswald, ist als ein echter „Geheimtipp“ für Ursprünglichkeit, Ruhe und Historie anzusehen. Das aus dem 16. Jahrhundert stammende Schloss mit seinen Gutshofanlagen und dem weiträumigen Park, der nordwestlich an den Greifswalder Bodden mit Blick auf Greifswald grenzt, zeigt noch viele Spuren des DDR-typischen Verfalls von historischen Gebäuden. In den letzten Jahren ist es zu neuem Leben erweckt worden. „Mit viel Liebe und Engagement entwirft ein lokal verankerter Förderverein gemeinsam mit dem letzten Eigentümer neue Ideen zur Nutzung des in seinem Renaissance-Stil einmaligen Bauensembles in Vorpommern“, so die Selbstdarstellung auf der Website des Vereins.

Ebenfalls sehr beschaulich, aber in ganz anderer Weise gewinnend, war der Besuch der Klosterruine **Eldena** (Abb. 3). Das 1199 östlich der späteren Stadt Greifswald gegründete Zisterzienserkloster war im Mittelalter das bedeutendste Kloster der Region und hatte mit den vom frühen 13. Jahrhundert bis zum Anfang des 15. Jahrhundert entstandenen Gebäuden eine großartige architektonische Ausgestaltung erfahren, die seiner Bedeutung damals entsprach.

Von diesem Kloster ging die Gründung Greifswalds in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts aus und 1456 die Errichtung der Greifswalder Universität. Wohl jeder von uns war erstaunt über die ursprüngliche Größe der Klosteranlage, die sich an den verbliebenen Ruinen ablesen lässt. Sie unter alten Bäumen abzuschreiten, wie in einem festlichen Hain, war ein besonderes Erlebnis. Das Kloster bestand allerdings nur bis zur Reformation 1533 und verfiel in der Folgezeit, v. a. im Dreißigjährigen Krieg. In seiner Verbindung von mittelalterlicher Architektur und Naturlandschaft wurde es durch das Werk Caspar David Friedrichs zum Wahrzeichen der romantisch bildenden Kunst- und Architekturtheorie. Caspar David Friedrich, der 1774 in Greifswald geboren wurde, hat es in seinem Werk zu einem Hauptmotiv seiner Gemälde gemacht. Durch ihn inspiriert, widmete sich die frühe



Abb. 3a/b: Greifswald, Klosterruine Eldena



deutsche Denkmalpflege diesem bedeutsamen Ensemble. Diesem Umstand verdankt die Klosterruine Eldena heute ihren internationalen Bekanntheitsgrad.

Es war Mittag, als wir in **Greifswald** ankamen. Der Bus entließ uns am Wochenmarkt, auf dem man die interessante Beobachtung machen konnte, wie die Nähe zu Polen zu sehr günstigen Angeboten führen kann, z. B. indem es das Kilo Äpfel für 1,50 € zu kaufen gab. Plakate luden zum „Caspar David Friedrich-Tag“ am Wochenende ein. Von hier aus begann der Reiseleiter seine Führung durch das überschaubare Zentrum der alten Universitätsstadt, die mit ca. 58.000 Einwohnern und 12.000 Studenten die fünftgrößte Stadt Mecklenburg-Vorpommerns ist. Die Schmuckstücke der Backsteingotik, Marienkirche, Nikolaikirche bzw. Dom und die Jakobikirche wollten wir sehen, wenn möglich auch einen Blick auf das Universitätsgebäude mit seiner bedeutenden alten Bibliothek werfen. Den tiefsten Eindruck machte allerdings der einzigartige Marktplatz mit dem aus dem 13. Jahrhundert stammenden gotisch-barocken Greifswalder Rathaus, mit anderen gotischen Häusern und mit Renaissance-, Barock- und klassizistischen Fassaden und dem Panoramablick mit den gotischen Kirchen im Hintergrund. Auffällig ist vor allem der Turm von St. Nikolai, der ab 1300 gebaut und 120 m hoch wurde, später zweimal einstürzte und 1653 schließlich die jetzige barocke Turmspitze mit einer Höhe von 99,97 m erhielt, wie eine Informationstafel im Dom exakt vermerkt.

Das gut erhaltene bzw. restaurierte Stadtbild lässt heute wenig von der wechselvollen

Geschichte der Stadt ahnen. Nach der Blüte der mittelalterlichen Hansezeit kamen mit dem Dreißigjährigen Krieg und der Eroberung durch Wallenstein Not und Elend in die Stadt. 1631 errangen die Schweden die Oberhand und behielten sie in Vorpommern, also auch in Greifswald, bis 1815. An die 184 Jahre lange „Schwedenzeit“ erinnert eine Bronzetafel, die in zwei Sprachen Gustav Adolph als „König von Schweden und Schirmherrn des Glaubens“ ehrt.

Den Zweiten Weltkrieg überstand die Stadt, die eine große Garnison der Wehrmacht beherbergte, ohne Zerstörungen. Am 30. April 1945 wurde sie auf Veranlassung des Stadtkommandanten Rudolf Petershagen kampflos der Roten Armee übergeben. Durch Abrisse, zum Beispiel des klassizistischen Steinbecker Tores (auch Brandenburger Tor genannt) im Jahr 1951 und historisierenden (Platten-)Neubau im Norden der Altstadt ging zwischen 1945 und 1990 etwa die Hälfte der historischen Bausubstanz verloren. Das glückliche Wiedererstehen Greifswalds nach der „Wende“ verdanken die Greifswalder auch dem großzügigen Mäzenatentum von Berthold Beitz, der aus der Nähe von Greifswald stammt und die Entwicklung der Stadt und vor allem der Universität mit großen Mitteln gefördert hat. An mehreren Stellen, z. B. am Berthold-Beitz-Platz oder am Wissenschaftskolleg, das er gestiftet hat, wird man daran erinnert.

In **Stralsund**, unserer nächsten Station, sind es wieder die Marien-, die Jakobi- und die Nikolaikirche, die das mittelalterliche Stadtbild beherrschen. Der Heilige Nikolaus von Myra wird als Patron der Seeleute und Kaufleute verehrt und ist uns in den Ostseestädten immer wieder begegnet. Am Marktplatz ist es das Rathaus, von vielen das schönste in Norddeutschland genannt, das mit seinen sechs ornamentalen Giebeln und der Nikolaikirche im Hintergrund „ein faszinierendes Ensemble der Backsteingotik“ bildet. Durch die Straßen flanierend kann man sich nicht sattsehen an schmuckvollen alten Bürgerhäusern und an den Speichern im Hafenviertel. Zwei von elf Stadt- und Befestigungstürmen stehen noch.

Stralsund entstand über einer anfänglich slawischen Besiedlung im frühen 13. Jahrhundert auf einem Inselhügel und war von Seen und Teichen und zur Seeseite hin von der Meeresenge des Strelasund umgeben. Aus der Ferne gesehen thront die Stadt auch heute noch wie ein Wasserschloss auf seiner Insel. Die ist durch Brücken und Dämme mit dem Festland und mit der Insel Rügen verbunden.

Stralsund wurde vorwiegend durch Siedler aus Westfalen schnell zu einer wichtigen Handelsstadt im Ostseeraum und war im 14. Jahrhundert nach Lübeck die bedeutendste Hansestadt im südlichen Ostseeraum. Bereits 1525 traten die Bürger Stralsunds mehrheitlich zum evangelischen Glauben über. Die Stadt war damit Schrittmacher der Reformation in Norddeutschland.

Im Dreißigjährigen Krieg widerstand Stralsund mit Hilfe von Schweden und Dänemark der Belagerung durch Wallensteins Truppen; es folgte die lange Zeit der Zugehörigkeit zum Königreich Schweden als Teil von Schwedisch-Pommern. 1815 kam Stralsund zu Preußen.

Den Zweiten Weltkrieg überstand die Stadt weitgehend ohne Zerstörungen, während in der DDR-Zeit die Ideologie der Plattenbausiedlungen dazu führte, dass der historische Altstadtkern verkam. Kurz vor der Wende hörte man im Westen gelegentlich Alarmrufe über

den drohenden Verfall einer der Perlen des Ostseeraumes.

Jetzt, nachdem der historische Bestand gesichert und zum großen Teil restauriert ist, gehört Stralsund zum „Weltkulturerbe“ – 2002 wurden die Altstadt und die von Wismar gemeinsam in die Welterbeliste der UNESCO aufgenommen. Die kurze Zeit, die wir der Stadt mit ihren Schätzen widmen konnten, reichte noch, um der Empfehlung zu folgen, den Turm der Marienkirche zu besteigen. Viele von uns nahmen die Mühsal der 314 Stufen auf sich und wurden durch den prächtigen Ausblick reichlich belohnt. Von hier oben sahen wir die Stadt mit ihren tausend wiederhergestellten Dächern, darunter das Katharinenkloster mit dem Deutschen Meeresmuseum, das neue Ozeaneum, die moderne, elegante Rügenbrücke, alles ein Anstoß, um Stralsund bald wieder zu besuchen! (In den Aufzeichnungen des Verfassers findet sich nach dem allzu kurzen Besuch der reich ausgeschmückten Nikolaikirche der Vermerk: Seltsamste und originellste Ausstattung, die ich je gesehen habe.)

Weiterfahrt um 17:30 Uhr; bis zum Hotel in Güstrow waren es noch ca. 125 km Landstraßenfahrt mit der Zwischenstation **Kloster Marienberg** in Verchen am Kummerower See. Hier existierte einst das älteste Benediktinerinnenkloster Pommerns, bis dort bereits 1534 die Reformation eingeführt wurde. In der heutigen Dorfkirche fanden wir einen überraschend reichhaltigen Schmuck, vor allem in den mittelalterlichen Glasfenstern und in den jüngst wiederentdeckten Fresken aus dem 15. Jahrhundert, von denen uns besonders die ‚Drolerien‘ auffielen, die mit lebenspraktischen Sprüchen versehen waren, wie „Wenn der Pulverturm brennt, dann kommt mit Wasser“. Die ausliegende gute Dokumentation der Kirche mit ihrer Geschichte und ihrer Ausstattung ließ uns hier länger verweilen als gedacht.

In Güstrow erreichten wir das „Hotel am Weinberg“ (!) mit der erwarteten und angekündigten Verspätung. Der Krustenbraten hat uns gleichwohl gemundet; und alle waren froh, dass das Tagesziel nun erreicht war.

3. Tag

Erwartungsvoll starteten wir am nächsten Tag unseren Gang durch die Stadt **Güstrow**. Michael Wittig lenkte uns zunächst zum Schloss, der eindrucksvollen ehemaligen Residenz der Herzöge von Mecklenburg-Güstrow, die in dramatischen Kriegszeiten 1628–1629 auch die Residenz Wallensteins war. Er erinnerte auch daran, dass einst in Güstrow das Treffen zwischen Helmut Schmidt und Erich Honecker stattfand, bei dem für die Kameras eine dem DDR-Führer zujubelnde Stadtbevölkerung vor tristen Hausfassaden zu sehen war. Bald wurde bekannt, dass es sich um Mitarbeiter der Staatssicherheit handelte, die für den Tag dahin beordert waren. Heute bildet die Güstrower Altstadt ein die Augen erfreuendes Ensemble frisch renovierter Giebelhäuser aus Renaissance, Barock und Klassizismus. Die Marienkirche und der Dom waren die markanten gotischen Bauwerke, die uns anzogen. In der Marienkirche faszinierte die kostbare sakrale Ausstattung aus dem frühen 16. Jahrhundert, eine gewaltige Triumphkreuzgruppe, in der auch Adam und Eva dem Gekreuzigten zugesellt sind, und ein figurenreicher Schnitzaltar von flandrischen Künstlern.

Im Dom erregte zunächst ein ungewöhnliches Denkmal unsere Aufmerksamkeit: die

*Abb. 4: Güstrower Dom,
„Der Schwebende“ von
Ernst Barlach*



aufwendigen Renaissance-Wandgräber der Güstrower Fürsten, die eine ganze Chorwand des Domes füllen. Aber der Dom zieht nicht nur als Gotteshaus, sondern mehr noch als Stätte der weltberühmten Skulptur „Der Schwebende“ von Ernst Barlach, die Besucher an (Abb. 4).

Das Werk wurde 1927 vom Künstler zur 700-Jahr-Feier des Güstrower Doms als Ehrenmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs geschaffen. Barlach hat dem schwebenden Engel die Züge von Käthe Kollwitz gegeben, die als Pazifistin den Tod ihres in den Krieg gezogenen Sohnes erleben musste. Das Original wurde am 23. August 1937 als sogenannte „Entartete Kunst“ aus dem Güstrower Dom entfernt und 1941 im Rahmen der „Metallspende des deutschen Volkes“ eingeschmolzen. Das damals erhaltene originale Werkmodell ermöglichte einen Zweitguss, der im Krieg von Freunden versteckt wurde und heute in Köln, St. Antonien, ist, sowie den Nachguss, den wir in Güstrow sehen konnten.

Rostock erreichten wir nach 45 km noch am Vormittag. Es war Samstag und prächtiges Wetter, als wir vom „Kempowski-Ufer“ im Hafen aus einen Stadtgang über die „Kröpeliner Str.“, die Fußgängerzone und Haupteinkaufsstraße, durch die Innenstadt machten und die Stadt als die Mecklenburgische Metropole mit viel lebendigem Treiben und in guter Stimmung erlebten. Am Beginn der Straße steht das imposante, 54 m hohe Kröpeliner Tor aus dem 13. Jahrhundert, das an die Gründungsphase der Stadt erinnert. Deren älteste Erwähnung stammt aus dem Jahr 1189, als der Obodritenfürst Nikolaus den Mönchen des 1186 gegründeten Klosters Doberan Zollfreiheit auf dem Rostocker Markt gewährte.

Als Mitglied der Hanse gewann die Stadt schnell an Bedeutung und wirtschaftlicher Kraft. Der Reichtum von damals spiegelt sich in den zahlreichen Häusern mit reichgeschmückten Fassaden im Stil der von Lübeck herübergekommenen Backsteingotik wider.

Zwischen den restaurierten Häusern fallen eine Reihe neuer Gebäude auf, die in moderner, geschmackvoller Architektur dem wiedererstandenen Rostocker Zentrum einen urbanen Charakter geben. Am Universitätsplatz steht im Stadtzentrum das Hauptgebäude der 1419 von den Stadtvätern gegründeten ältesten Universität im gesamten Ostseeraum. Am Neuen Markt endete dieser Spaziergang. Die Marienkirche nahebei beherrscht mit ihrer wuchtigen Höhe das Panorama der Innenstadt. Sie spiegelt in ihrer kostbaren Ausstattung den Reichtum ihrer Bauherren aus der Blütezeit der Hanse wider. Ein attraktiver Hauptanziehungspunkt ist die Astronomische Uhr von 1472, die in Nürnberg gefertigt wurde. Sie ist die älteste Uhr der Welt, die noch mit Originaluhrwerk arbeitet. In der Kirche fiel das Stimmengewirr der verschiedenen südeuropäischen Sprachen auf, bis sich klärte, dass es von den Besuchergruppen der Kreuzfahrtschiffe kam, die in Rostock Station machen.

Von dort ging es wieder zum Treffpunkt im Hafen, von dem aus eine Bootsfahrt nach Warnemünde starten sollte. Die Warne ist der Heimatfluss der Stadt und gibt den Hinweis auf den Ursprung ihres Namens: Die Slawen, die hier ab 600 lebten, benannten diesen Ort nach dem Fluss, der sich hier in mehrere Arme aufteilt. Sie nannten das Auseinanderfließen der Warnow *rastokŭ*. Dieser altpolabische Name lässt sich übersetzen in *auseinander* für *roz* und *Fluss* für *tok*. Warnemünde ist heute ein Stadtteil von Rostock und der größte deutsche Hafen für Kreuzfahrtschiffe.

Auf der Bootsfahrt erfuhren wir viel über die Bedeutung der Stadt und des Rostocker Hafens, u. a. passierten wir die Lagerhallen für die Papierrollen, die täglich aus dem waldreichen Finnland geliefert werden, damit unsere Zeitungen zuverlässig gedruckt werden können.

Der frühe Nachmittag war nun frei, damit sich jeder der Urlaubsatmosphäre auf der bunt belebten, stimmungsvollen Hafensperrade im Angesicht der Kreuzfahrtschiffe überlassen konnte. Wer dennoch nicht zu einem Mittagessen gekommen war, konnte sich vor dem Einstieg in den Bus noch schnell in der „Rügener Heringsbude“ ein Matjesbrötchen erstehen.

Dann wurden wir, nach nur wenigen Kilometern, von der völlig anderen Atmosphäre des Klosters in **Bad Doberan** umfungen. Dem Münster inmitten eines Landschaftgartens zu begegnen und den Raum der Klosterkirche zu erleben, war sicher für viele ein besonderer Höhepunkt der Reise. Im Jahre 1171 war das Zisterzienserkloster gegründet worden, 1268 begann der Bau des Münsters, das 1368 geweiht wurde. Das wohlhabende Kloster war die landesfürstliche Hauptgrablege und wurde bald zum geistlichen und kulturellen Zentrum des mittelalterlichen Mecklenburg. Auch nach der Reformation und Auflösung des Klosters im Jahre 1552 blieb die Kirche als Grablege der landesherrlichen Familie sowie als Pfarrkirche der evangelisch-lutherischen Kirchgemeinde weiterhin erhalten. Heute kann man in der Selbstdarstellung des Münsters lesen: In keiner anderen Ordenskirche europaweit blieb eine reichere hochgotische Ausstattung erhalten. Um die Raumwirkung der Architektur, das Farbenspiel der Bemalung und die Kunstschätze zu würdigen, war unsere Zeit nicht ausreichend.

Doch sei der Kreuzaltar mit dem Triumphkreuz noch erwähnt. Es handelt sich dabei um ein doppelseitiges, 15 Meter hohes monumentales Kreuz aus gotischer Zeit (um 1360).

Christus wird nicht, wie in der Romanik üblich, als Herrschender dargestellt, sondern als Leidender mit Dornenkrone (Abb. 5). Das Kreuz wurde mit Weinblättern umrahmt als Lebensbaum gestaltet – gemäß der Worte Christi: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben“ (Joh. 15,5). Die Darstellung Christi im lebensspendenden und über Satan triumphierenden Baum ist eines der wichtigsten Symbole mittelalterlicher Gläubigkeit. Das todbringende Kreuz ist nicht mehr Marterwerkzeug, sondern durch die Auferstehung Christi Symbol des ewigen Lebens. Von links nach rechts sind alttestamentliche Szenen neutestamentlichen gegenübergestellt (Abb. 5).

Das Kreuz über dem in der Vierung stehenden Altar hat wohl jeden veranlasst, auf seinem individuellen Rundgang innezuhalten. So bereichert gingen wir auf die letzte Etappe des Tages, nach Wismar.

Unser Hotel in **Wismar** hatte den verheißungsvollen Namen „New Orleans“, vielleicht an die anfängliche amerikanische Besatzung 1945 erinnernd. Es lag am alten Hafen und am Rande der Altstadt und bestand aus einem Altbau und einem geschickt angebundenen modernen Anbau. An unserem letzten Abend sollten wir dort noch einige stimmungsvolle Stunden erleben.

Zunächst galt es aber in einem ersten Rundgang das vielgerühmte Wismar mit seinen drei hochragenden gotischen Kirchen zu erkunden. Wir begannen mit der Nikolaikirche; heute Wismars Hauptgotteshaus. Es ist nach dem Typus der Lübecker Marienkirche gebaut und hat außen reich dekorierte Giebel; speziell den Südgiebel mit Friesen aus Formsteinen und figürlichen Reliefziegeln. Der Innenraum beeindruckt mit 37 m Höhe und wird nur von Köln und Ulm übertroffen. Zwei große Altäre, ein Flügelaltar mit 42 Figuren und der Krämeraltar aus der zerstörten Marienkirche gelten als Meisterwerke spätgotischer Schnitzkunst. Die Nikolaikirche wurde offenbar nicht vollständig renoviert, so wie wir es bisher meist erlebt hatten. Zudem erkannte man bei unserem abendlichen Besuch, dass in dieser Kirche ein lebhaftes Gemeindeleben stattfand. So waren mehrere Seitenkapellen in künstlerischer Weise zu aktuellen Themen ausgestaltet. Über den weiträumigen Marktplatz gelangten wir zu dem ältesten Gasthaus der Stadt, dem „Alten Schwe-

Abb. 5: Triumphkreuz Kloster Bad Doberan



den“, das an die besonders lange „Schwedenzeit“ erinnert: Wismar blieb vom Westfälischen Frieden bis 1803, rechtlich sogar noch bis 1903, unter der schwedischen Krone.

Von hier erreichten wir den Platz der St. Marienkirche, die im Krieg teilweise zerstört und in der DDR-Zeit gesprengt wurde. Der markante 80 m hohe Turm samt Turmuhr und Glockenspiel ist allerdings erhalten und bestimmt das Stadtbild mit. Nur wenige Schritte entfernt liegt die majestätisch wirkende backsteinerne St. Georgenkirche aus der Zeit um 1300. Sie ist die größte der mächtigen Wismarer Sakralbauten. Beim Kriegsende 1945 ist sie ausgebrannt und danach weiter verfallen. Unter großer Anteilnahme der deutschen Öffentlichkeit ist sie in den vergangenen Jahren als national wichtiges Beispiel mittelalterlichen Kulturerbes wiedererrichtet und 2010 wieder eingeweiht worden. Für die „Deutsche Stiftung Denkmalschutz“ war die Kirche St. Georgen das erste und größte Hilfsprojekt in den östlichen Bundesländern. Die zukünftige Nutzung der Georgenkirche soll in einer Kombination von Gotteshaus und Kulturkirche liegen.

Zurück im Hotel gab es die schöne Möglichkeit, zurückblickend vom Obergeschoss aus, die von den drei monumentalen Kirchengebäuden beherrschte Stadtsilhouette zu bewundern. Den Ausklang des Tages bildete das gute Kabeljau-Essen, das wir unter Begleitung von stimmungsvoller Country- und Bluesmusik, dem Namen des Hotels gemäß, mit großem Appetit genossen.

4. Tag

Am Sonntag gelangten wir nach kurzer Fahrt nach **Dorf Mecklenburg**. Herr Wittig hatte diesen abgelegenen Ort mit ins Reiseprogramm genommen, um uns an den Ursprung des Landes Mecklenburg zu führen. Denn: Als Kaiser Otto III. im Jahre 995 hier einen Sieg gegen die Obodriten errungen hatte, erwähnte er am 10. September 995 erstmals urkundlich den Ort als „Michelenburg“, was so viel wie „große Burg“ bedeutete. Nach dieser Burg, dem heutigen Ort Dorf Mecklenburg, erhielt das Land später seinen Namen. Wir besuchten das heute unscheinbare Dorf, südlich von Wismar, am letzten Tag unserer Reise und hatten in der kleinen, gedrungenen Kirche noch eine interessante Begegnung mit der jungen Pfarrerin und deren Vater. Sie berichteten uns über die Situation der Kirche zu DDR-Zeiten und heute und gaben uns einen kurzen Blick auf die Situation des Dorfes in der DDR als sozialistische Muster-LPG, die für alle Dorfbewohner die Arbeitsstätte war. Die Kirche war ein Fremdkörper neben diesem ‚sozialistischen Kollektiv‘. Jetzt gibt es einen landwirtschaftlichen Großbetrieb unter erfahrener (aus dem Westen stammender) Leitung und mit nur wenigen Mitarbeitern. Das Übrige reguliere der Arbeitsmarkt.

Schwerin

Wenige Jahre nach der Erwähnung der ‚Michelenburg‘ findet sich bei Thietmar von Merseburg um 1012 das erste Mal der Ort ‚Zuarina‘ erwähnt. Der Name bezieht sich auf die slawische Burg, die ‚Wendenburg‘, an deren Stelle heute das Schweriner Schloss steht (Abb. 6).

*Abb. 6: Schweriner
Schlossportal mit Fürst Niklot*



1160 brannte der Obodritenfürst Niklot die Burg auf der Schlossinsel nieder, um sie nicht in³⁹ die Hände eines anrückenden sächsischen Heeres unter der Führung Heinrichs des Löwen fallen zu lassen. Der Sachsenherzog ließ die Burg nach dem Sieg über Niklot als sächsischen Außenposten im Obodritenland wieder aufbauen. Das Jahr 1160 wird deshalb traditionell als „deutsches“ Gründungsjahr Schwerins angesehen. 1164 erteilte Heinrich der Löwe Schwerin die deutschen Stadtrechte. Damit ist sie die älteste Stadt im heutigen Mecklenburg-Vorpommern. Nach der Weihe des von Heinrich gestifteten ersten Doms um 1171 entwickelte sich Schwerin zum Ausgangspunkt der Christianisierung des späteren Mecklenburgs. Die Stadt, inzwischen Bischofssitz, hatte zu der Zeit ca. 500 Einwohner, von denen ein Fünftel Geistliche waren. Die Reformation erreichte Schwerin 1538, als mehrere Lutherische Predigten die Mehrheit der Bürger veranlassten, sich zum neuen Glauben zu bekennen.

Ausgangspunkt der Stadtentwicklung war die Stelle mit dem heutigen Wahrzeichen der Stadt, dem Schweriner Schloss. Das Schloss war bis 1918 eine Hauptresidenz der mecklenburgischen Herzöge und Großherzöge und das Machtzentrum des Herzogtums Mecklenburg-Schwerin, das 1919 zum demokratischen Freistaat wurde. Seit 1990 ist das Schloss Sitz des Landtags von Mecklenburg-Vorpommern. Das prachtvolle Schloss, an dessen Bau Gottfried Semper beteiligt war, besteht in seiner heutigen Gestalt seit Mitte des 19. Jahrhunderts und ist eines der bedeutendsten Baudenkmäler des Historismus in Deutschland. Die Statue, die als stolzer Reiter über dem Portal den Eingang des Schlosses schmückt, stellt jenen heidnischen Slawenfürsten Niklot dar, der hier sein Schicksal erlebte und dessen Sohn Pribislaw, Christ geworden, später Stammvater des mecklenburgischen Herzogsgeschlechts wurde.

Unsere Stunden in Schwerin begannen mit einem Rundgang durch die märchenhafte Schlossanlage und den umgebenden Park. Danach teilte sich die Reisegesellschaft auf, um über die Mittagszeit jedem Gelegenheit zu geben, die Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten – und ihren Speisemöglichkeiten – zu erkunden: den Schweriner Dom, das letzte Beispiel gotischer Backsteinarchitektur auf unserer Route; das Staatstheater, einen neoklassizistischen Prachtbau; den Marktplatz mit dem markanten Rathaus und den restaurierten Bürgerhäusern als Zeugen der Schweriner Stadtgeschichte. Manche von uns trafen sich an den Würstchenständen am Pfaffensee wieder, wo man ein buntes Treiben um ein volksfestartiges Bootsrennen miterleben konnte.

Dass auch diese heute so elegante Stadt vor wenigen Jahren noch vor einem Verfall seiner historischen Bausubstanz stand und die DDR-Planwirtschaft Ende der 60er Jahre vorgesehen hatte, die gesamte Schweriner Innenstadt bis auf wenige besonders historisch bedeutsame Bauten abzureißen und durch Plattenbauten zu ersetzen – was dann zum Glück am Geldmangel scheiterte, mag auch dem Historiker heute wie ‚fake news‘ aus der Vergangenheit erscheinen.

Zum ‚Kaffeetrinken‘ führen wir dann nach **Ludwigslust**; genauer zum Schloss Ludwigslust im gleichnamigen Ort, das die letzte Station in unserem Programm war. Ursprünglich als Jagdschloss der Herzöge gebaut, entstand hier im barocken Zeitalter eine neue Residenz, französisch inspiriert, die von 1763 bis 1837 als hauptsächlicher Regierungssitz diente. Unsere Erwartungen waren durch Herrn Wittigs Einstimmung auf ein „Versailles des Nordens“ schon hochgesteckt, dennoch entfuhr die Reisegruppe, als der riesige Prachtbau plötzlich sichtbar wurde, ein bewunderndes „Aah!“. Tatsächlich macht die Größe des Schlosses mit 70 m Frontbreite staunen ebenso wie die Masse und Vielfalt des kunstvoll eingesetzten Baumaterials, das aber eines genaueren Blicks bedarf. Denn das Schloss besteht im Kern aus Backstein, dem für Norddeutschland typischen Baustoff. Die Fassaden tragen eine für die Region ungewöhnliche Verkleidung aus Elbsandstein, der über die Elbe aus Pirna importiert wurde. Zu den übrigen Materialien sei an dieser Stelle aus Wikipedia zitiert:

„Die eingeschränkten finanziellen Möglichkeiten Herzog Friedrichs führten dazu, dass teure Gesteinssorten, wie Marmor oder Granit, edle Metalle und Hölzer, Porzellane oder selbst Stuck nur bedingt eingesetzt werden konnten. Ein Kuriosum der Ludwigsluster Schlossanlage ist die dadurch bedingte nahezu durchgehende Verwendung von Pappmaché – volkstümlich als Carton bezeichnet – als Werkstoff zur Imitation hochwertigerer Materialien. Die Nutzung von bemaltem Pappmaché war keine neue Erfindung, wurde in Ludwigslust aber durch den Herzog gefördert und durch den Ausbau der Residenz vorangetrieben und verfeinert. Die herzoglichen Ämter sandten auf Anweisung zur Unterstützung der Papierlieferungen sogar veraltete Akten und Papierreste. Die Hofbildwerkstatt benutzte vorwiegend eine Technik, in der Lagen von Papier in der gewünschten Form verkleistert, anschließend getrocknet, beschnitzt, geschliffen, bemalt und mit einer Art Firnis überzogen wurden. Die Werkstatt war so erfolgreich, dass sie den Großteil der benötigten Ausstattung selbst herstellen konnte. Dekore der Kirche und der mehrdimensionalen bemalten Altar-

wand, die Deckenrosetten, Friesbänder, Konsoltische, Skulpturen, Uhrgehäuse und sogar Alltagsgegenstände wie Leuchter und Tafelaufsätze fertigte die aus der Papierwerkstatt hervorgegangene Manufaktur zunächst für den Hof und lieferte ab 1765 die Serienproduktion des *Ludwigsluster Cartons* auch an andere Abnehmer“. Der Schriftsteller Karl Julius Weber äußerte sich 1828 amüsiert über die Kunst aus Pappmaché: „Merkwürdig sind auch die Büsten – weder von Metall noch Marmor, weder Holz noch Stein, sondern von Pappe mit Firniß überzogen, selbst die Leuchter der Kapelle sind von übersilbertem Papier.“¹

Die großzügig portionierten Torten, die das Schlosscafé anzubieten hatte, waren allerdings echt – und vorzüglich! Wie auch der Kaffee! So konnten wir gestärkt am frühen Nachmittag den weiten Rückweg nach Paderborn antreten.

Die lange Zeit im Bus erfuhr noch eine Abwechslung durch einen Beitrag des Verfassers, der nach den vier intensiven Tagen, in denen wir es uns in der Geschichte, vor allem der mittelalterlichen Geschichte Mecklenburg-Vorpommerns, fast häuslich gemacht hatten, auf die Gegenwart dieses Bundeslandes zurückführen wollte. So kam auch noch die Zeitgeschichte zu ihrem Recht, in der über die Jahre der Nazizeit und der DDR/SED-Herrschaft Ideologien und Machtsysteme regiert haben, die dem geschichtlichen Erbe des Landes fremd und feindlich gegenüber eingestellt waren. Die DDR glaubte das christliche Erbe getilgt zu haben, wie sie auch die landwirtschaftlichen Strukturen der Region durch die Kollektivierung zerstört hatte. Die Restaurierung der Städte und Orte nach dem Ende der DDR hat die zerstörerischen Spuren dieser Zeit weitgehend getilgt, zumindest äußerlich. Die landwirtschaftlichen Strukturprobleme, die mit der Reprivatisierung des Bodens seit der ‚Wende‘ verbunden waren, haben ihre Bedeutung inzwischen weitgehend verloren. Der Augenschein bestätigte dies, während wir durch die sonnenbeschieneenen, erntereifen weiten Felder Mecklenburgs fuhren. Bei der abendlichen Ankunft in Paderborn verabschiedeten sich die Teilnehmer zufrieden und auch dankbar für die intensiven vier Tage dieser Reise.

1 Schloss Ludwigslust: https://de.wikipedia.org/wiki/Schloss_Ludwigslust.

Ergebnisse und Perspektiven zur Konversion in Münster, Bielefeld und Paderborn anlässlich der Ausstellung „Britten in Westfalen“ – Ein Forschungsbericht *von David Merschjohann*

1. Einführende Bemerkungen

Der vorliegende Forschungsbericht bezieht sich auf die Forschungs- und Sonderausstellung „Britten in Westfalen“, welche die Stadt Paderborn gemeinsam mit mehreren Partnern wie zum Beispiel dem LWL, dem Verein für Geschichte und Altertumskunde Westfalens, Abt. Paderborn e. V. und dem Historischen Institut der Universität Paderborn (Arbeitsbereich Zeitgeschichte) im September 2015 initiierte.¹ Anlass war und ist der bevorstehende Abzug der britischen Streitkräfte aus Westfalen und damit auch unter anderem aus der Stadt Paderborn.

Der Sonderausstellung in Paderborn, welche schließlich von Oktober 2017 bis Februar 2018 im neu eröffneten Paderborner Stadtmuseum zu sehen war,² ging eine Tagung an der Universität Paderborn voraus. So organisierte der Arbeitsbereich Zeitgeschichte unter der Leitung von Prof. Dr. Peter Fäßler im März 2017 eine dreitägige internationale Tagung mit dem Titel „Britten in Westfalen. Begegnungen – Beziehungen – Geschichte (1945-2017)“.³

Im Folgenden sollen Arbeitsergebnisse und Forschungsperspektiven des fünften und damit letzten Ausstellungsbereiches „Konversion. Was bleibt?“ aus der Sonderausstellung in Paderborn vorgestellt werden. Der Abzug des Militärs wurde erst aufgrund der geopolitischen Lage mit dem Ende des Kalten Krieges im Jahre 1989 denkbar. Erst ab diesem Zeitpunkt zogen nach und nach militärische Streitkräfte aus den Städten in Nordrhein-Westfalen und anderen Bundesländern ab. Folglich beschäftigten sich vor allem das Land NRW und betroffene Planungsämter in den Kommunen mit der Frage, inwiefern man militäri-

1 Vgl. hierzu auch den Ausstellungsband GILLHAUS, Ulrike/ NEUWÖHNER, Andreas (Hg.): Briten in Westfalen. Beziehungen und Begegnungen 1945–2017, Paderborn 2017.

2 Näheres zur Ausstellung vgl. TORO, Daniele: Briten in Westfalen, in: H-Soz-Kult, 27.01.2018, <https://www.hsozkult.de/exhibitionreview/id/rezausstellungen-300> [letzter Zugriff: 10.07.2018].

3 Zur Tagung vgl. die beiden Tagungsberichte: MERSCHJOHANN, David: Tagungsbericht „Britten in Westfalen. Begegnungen – Beziehungen – Geschichte“, Paderborn 9.–11. März 2017, in: Westfälische Forschungen 67 (2017), S. 565–572; MERSCHJOHANN, David: Tagungsbericht: Briten in Westfalen, 09.03.2017–11.03.2017 Paderborn, in: H-Soz-Kult, 29.06.2017, www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-7225 [letzter Zugriff 10.07.2018]; sowie den geplanten Tagungsband von FÄSSLER, Peter E./ NEUWÖHNER, Andreas/ STAFFEL, Florian (Hg.): Briten in Westfalen 1945–2017. Besatzer, Verbündete, Freunde? [erscheint 2018].

sche Liegenschaften in Zukunft nutzen könnte.⁴ Logischerweise befindet sich die historische Forschung über den Konversionsprozess noch im Anfangsstadium. Vereinzelt liegen bereits dennoch Publikationen vor.⁵

2. Begriffsdefinition und Einführung in das Thema

Spricht man vom Abzug der britischen Streitkräfte aus Deutschland, so findet sich im unmittelbaren Zusammenhang der Diskussionen der Begriff „Konversion“. Ausgehend vom lateinischen Begriff „conversio“, nämlich Veränderung, Umwandlung oder Umwälzung, lässt sich grundsätzlich anführen, dass der Begriff „Konversion“ in unterschiedlichen Situationen angeführt wird. So bezeichnet beispielsweise dieser Begriff in der Linguistik im Bereich der Morphologie einen Wortbildungstyp oder in der Religion einen Glaubenswechsel. Die Stadtplanungsämter der einzelnen Kommunen haben sich nach dem Abzug unter anderem der Briten ebenfalls mit dem Begriff der Konversion zu beschäftigen. In diesem Zusammenhang bedeutet es die Umwandlung ehemals militärischer Flächen oder Gebäude.⁶

Auf den ersten Blick kann diese Aufgabe als ein durchaus problemloses Verfahren anmuten: Die alten Gebäude werden abgerissen oder umgebaut, auf leerstehenden Militärf lächen bieten sich neue Möglichkeiten für Neubauten oder andere Nachnutzungsalternativen. Bei näherer Beschäftigung ergab sich in der Recherche eine sehr spannende Auseinandersetzung rund um das Thema Konversion. Auf landespolitischer Ebene wird schon seit längerer Zeit eine Diskussion um Flächenverbrauch und Siedlungspolitik geführt,⁷ die im Landesentwicklungsplan NRW einen großen Stellenwert einnehmen.⁸ So erscheint es keinesfalls erstaunlich, wenn Paderborns Bürgermeister Michael Dreier anlässlich des Neujahrsempfangs im Jahre 2017 die These vertritt, dass Konversion für die Stadt „als Jahrhundertaufgabe, aber auch als Jahrhundertchance“ angesehen werden könne.⁹

4 Vgl. beispielhaft MINISTERIUM FÜR WIRTSCHAFT UND MITTELSTAND, ENERGIE UND VERKEHR DES LANDES NORDRHEIN-WESTFALEN: Zehn Jahre Truppenabzug und Konversion in Nordrhein-Westfalen. Konversionsbericht Band IV, Düsseldorf 2000; MINISTERIUM FÜR WIRTSCHAFT, MITTELSTAND UND TECHNOLOGIE DES LANDES NORDRHEIN-WESTFALEN: Folgen und Chancen des Truppenabbaus in Nordrhein-Westfalen. Konversionsbericht Band II, Düsseldorf 1995.

5 Vgl. beispielhaft WUSCHANSKY, Bernd unter Mitarbeit von SIMON, Laura und KANSCHIK, Holger: Zivile Nutzung ehemaliger Militärliegenschaften in NRW, in: Eildienst / Städtetag Nordrhein-Westfalen (2009), Heft 5, S. 123–130; OELGEKLAUS, Angelika (Hg.): Die Speicherstadt Münster. Heeresverpflegungsamt und Reichstypenspeicher – Konversion und Denkmalschutz, Münster 2008; PUSCHMANN, Manfred: Konversion von Militärstandorten - Erfahrungs- und Sachstandsbericht aus NRW -, in: Europäische Schule für Städteplanung (Hg.), Konversion von Militärstandorten. Chancen und Probleme für die Stadtentwicklung, Band 7, Dortmund 1996, S. 46–50.

6 Zum Begriff vgl. ebenfalls BLOME, Gerald: Konversion schafft Perspektiven für Ostwestfalen, in: Ostwestfälische Wirtschaft (2015), Ausgabe November, S. 6–9, hier S. 6.

7 Vgl. hierzu auch ebd., S. 7.

8 Zum Landesentwicklungsplan NRW vgl. die Vorlagen 16/4116 u. 16/4130 sowie die Debatte mit anschließender Verabschiedung im Landtag von NRW am 14. Dezember 2016, Plenarprotokoll 16/131, S. 13661–13785, hier S. 13731–13744, in: Archiv des Landtags Nordrhein-Westfalen [online abrufbar].

9 Neue Westfälische, Briten-Abzug geht weiter (10.1.2017).

3. Konversionsprojekte in Münster, Bielefeld und Paderborn

Was bedeutet Konversion in Bezug auf Stadtplanung, mit welchen Methoden wurde sie in verschiedenen westfälischen Städten im Planungsprozess durchgeführt und mit welchen Ergebnissen schließlich final umgesetzt? Dies waren zentrale Fragen, die es für die Ausstellungsbesucher darzustellen galt.

Grundsätzlich musste dem Ausstellungsbesucher verdeutlicht werden, welche finanziellen Zahlen mit dem Konversionsprozess in Verbindung standen. Allein das Land Nordrhein-Westfalen wandte hierfür zwischen 1990 und 2000 rund 1,36 Milliarden D-Mark auf.¹⁰ Knapp 720 Millionen D-Mark flossen davon in den Wohnungsbau und rund 281 Millionen D-Mark in den Wissenschaftsbereich.¹¹ Das Land NRW kaufte zahlreiche Kasernen und nutzte sie z. B. als Wissenschaftsstandorte. So wurde in Münster die „Von-Einem-Kaserne“ als Teilstandort der FH und Universität umgewandelt, in die ehemalige Richmond-Kaserne in Bielefeld siedelte sich ein Teil der örtlichen FH an.¹²

Um den Ausstellungsbesuchern die verschiedenen Formen von Konversion darzustellen, wurden drei Konversionsprozesse aus unterschiedlichen Städten dargestellt. So wurde für die Stadt Münster die ehemalige Lincoln-Kaserne ausgewählt, für die Stadt Bielefeld die ehemalige Richmond-Kaserne und schließlich für die Stadt Paderborn die ehemalige Alanbrooke-Kaserne. Zu den angeführten Fallbeispielen lässt sich sagen, dass der Konversionsprozess in Münster und Bielefeld bereits abgeschlossen wurde, in Paderborn sich dieser noch im laufenden Verfahren befindet.

Grundsätzlich war es mit der vorliegenden Auswahl möglich, auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten in Bezug auf Nachfolgenutzungen hinzuweisen sowie die Verfahrensweisen des Prozesses vergleichend analysieren zu können.

Der Konversionsprozess der Lincoln-Kaserne Münster lässt sich anhand von Behördenmaterial unkompliziert rekonstruieren. Hierzu dienen Akten des Stadtplanungsamtes sowie Protokolle des Rates sowie des Bauausschusses der Stadt Münster als verlässliche Quellengrundlage.¹³ Der Konversionsprozess hätte somit mittels eines Fließtextes oder eines Schaubildes der einzelnen Sitzungen mit Auflistung der jeweiligen Beschlüsse und Verfahrensabschnitte skizziert werden können. Dieses wäre allerdings mit hoher Wahrscheinlichkeit für den Ausstellungsbesucher zu textlastig und damit ermüdend geworden. Als glücklicher Umstand erwies sich die vorhandene Zeitungsausschnittsammlung des Stadtarchives Münster.¹⁴ Mithilfe von zehn ausgewählten Zeitungsausschnittartikeln ließ sich der von 1995 bis 2002 andauernde Konversionsprozess der Lincoln-Kaserne sehr anschaulich darstellen. Es war beinahe schon ausreichend, sich lediglich die Überschriften sowie die dazugehörigen

10 Vgl. MINISTERIUM FÜR WIRTSCHAFT: Folgen und Chancen, S. 38.

11 Vgl. ebd., S. 38.

12 Vgl. ebd., S. 37.

13 Vgl. die Bestände des Verwaltungsarchivs – nämlich Stadtplanungsamt (Amt 61), Nr. 170 u. Nr. 395 sowie Amt für Wirtschaftsförderung (Amt 81), Nr. 293 – im Stadtarchiv Münster.

14 Vgl. Stadtarchiv Münster, Zeitungsausschnittsammlung, ZAUS 126, Kasernen A-Z.

Fotos anzuschauen, um die wesentlichen Schritte und Maßnahmen nachvollziehen zu können.

Während das Areal der Lincoln Kaserne vorwiegend zu Wohnungen um- und ausgebaut wurde (Abb. 1), gestaltete sich der Konversionsprozess der ehemaligen Richmond-Barracks deutlich konträr.



Abb. 1: Münster, heutige Wohneinheiten in der ehemaligen „Lincoln Kaserne“

Abb. 2: Bielefeld, Areal „Lenkwerk“ auf dem Gelände der ehemaligen „Richmond Barracks“



An diesem Standort wurden öffentliche Einrichtungen wie die Zentrale Ausländerbehörde, das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge oder aber auch die FH Bielefeld errichtet. In der Ausstellung wurde schließlich das „Lenkwerk“ ausgewählt.¹⁵ Der Unternehmer Christoph Borchard eröffnete im Jahre 2011 das knapp 18.000 Quadratmeter große Areal, auf dem nun knapp 30 Mieter unterschiedliche Dienstleistungen anbieten (Abb. 2).

¹⁵ Vgl. hierzu <http://www.lenkwerk-bielefeld.de/lenkwerk/> [letzter Zugriff: 10.07.2018]; STOLL, Heiko: Wandel durch Konversion, in: Ostwestfälische Wirtschaft (2015), Ausgabe November, S. 11–14, hier S. 11–12.

Nachdem die Briten das Gelände im Jahre 1992 verließen, stand es für einige Jahre leer. Ein zunehmender Verfall der Einrichtungen war hiermit verbunden. In der Ausstellung wurde neben einer Broschüre vom Lenkwerk¹⁶ ein sogenannter „Image-Film“ der im Lenkwerk ansässigen Firma „mediaprojekt GmbH“ präsentiert, der mittels einer Slideshow den ‚Vorher-Nachher-Prozess‘ sehr anschaulich darstellte. Für den Ausstellungsbesucher wurde deutlich, dass Konversion nicht nur mit Chancen, sondern auch mit Risiken verbunden sein kann. Schließlich bedeutete die Übernahme eines ‚verfallenen‘, unter Denkmalschutz stehenden Gebäudes auch ein gewisses Risiko für einen Investor.¹⁷ Baupläne und Ansichtskarten des Geländes – im Archiv des Technischen Rathauses der Stadt Bielefeld vorhanden – wurden als weitere Quellengattung ebenfalls für die Ausstellung ausgelotet, aufgrund des komplexen Verständnisses und des mangelnden Platzes im Ausstellungsbereich allerdings letztendlich verworfen.¹⁸

Die Stadt Paderborn erstellte im Jahre 2014 eine Internet-Plattform „Paderborner Konversion. Räume.Ideen.Perspektiven.“¹⁹, um den interessierten Bürgern eine größtmögliche Transparenz und Informationsmöglichkeit gewährleisten zu können. Der Konversionsprozess in der Stadt Paderborn begann mit dem Areal der ehemaligen Alanbrooke-Kaserne. Es wurden bereits vor Aufgabe der Kaserne seitens der Briten Informationsveranstaltungen angeboten und Nachnutzungsmöglichkeiten gemeinsam mit interessierten Bürgern diskutiert.²⁰ In der Ausstellung wurden diese Bürgerversammlungen, die das Stadtplanungsamt Paderborn federführend organisierte, thematisiert: So wurden Einladungsflyer sowie Pins mit Fotos aus dem Kaserneninneren, die den Bürgern gezeigt wurden, als Exponate ausgewählt. Den Ausstellungsbesuchern wurden ebenfalls Fotos von den Bürgerversammlungen gezeigt. Ferner stellte das Stadtplanungsamt das Siegermodell aus dem „städtebaulich-freiraumplanerischen Wettbewerb Alanbrooke-Kaserne“ zur Verfügung (Abb. 3).²¹

Da sich unter dem Modell eine herausziehbare Platte samt Foto mit dem ursprünglichen Gelände befand, erhielten die Ausstellungsbesucher einen interaktiven ‚Vorher-Nachher-Vergleich‘: Die Gebäude im nördlichen Teil des Geländes sind denkmalgeschützt und müssen erhalten bleiben, im restlichen Teil des insgesamt rund 18 Hektar großen Geländes sollen vor allem Mehrfamilienhäuser entstehen.

16 WOLTER VERLAGS GMBH (Hg.), TOP LENKWERK, Ausgabe 2016.

17 Bzgl. des Kaufrisikos vgl. ebenfalls Neue Westfälische, „Sexy“ Viertel wächst schnell (16./17.7.2016).

18 Vgl. die drei Akten im Archiv des Technischen Rathauses der Stadt Bielefeld: Stadt Bielefeld, Hausakte Bauordnungsamt, Am Stadtholz 24-26, Bd. I, Ia, II.

19 Vgl. <https://www.paderborner-konversion.de/> [letzter Zugriff: 10.07.2018].

20 Zu den Ergebnissen vgl. STEG NRW: Bürgerbeteiligung zur Entwicklung der Alanbrooke Barracks. Abschlussveranstaltung am 03.07.2014, [Dortmund 2014]. Abrufbar unter: https://www.paderborner-konversion.de/sites/default/files/files/140703_Ergebnisse_der_Buergerideen.pdf [letzter Zugriff: 10.07.2018].

21 Vgl. zum Wettbewerb STADTPLANUNGSAMT PADERBORN: Städtebaulicher und freiraumplanerischer Wettbewerb. Alanbrooke Kaserne. Dokumentation, [Paderborn 2016]. Abrufbar unter: https://www.paderborner-konversion.de/sites/default/files/mediathek/161222_DH_Dokumentation_WB_Alantrooke_Kaserne.pdf [letzter Zugriff: 10.07.2018].



Abb. 3: Paderborn, Siegermodell zur Konversion der Alanbrooke-Kaserne

4. Fazit und weiterführende Perspektiven der Forschung

Im Zuge der Forschungen rund um das Thema „Konversion“ und in der Nachbetrachtung der durchgeführten Ausstellung in Paderborn stellte sich heraus, dass der Aspekt „Partizipation“ von Bürgern beim Planungsprozess einen nicht unerheblichen Stellenwert einnahm. Es konnte aufgezeigt werden, dass das Paderborner Vorgehen kein Einzelfall ist. Bereits die Stadt Münster beteiligte in einer sogenannten „Entwurfs-Werkstatt“ ihre Bürger; sie sollten an der Umwandlung der ehemaligen Lincoln-Kaserne mitwirken.²² Die Art und Weise der Einbeziehung von Bürgern kann auf den ersten Blick überraschend sein – im Hinblick auf die oben genannten Diskussionen von freiwerdenden Flächen und begrenztem Wohnraum erreicht man mit diesen Verfahren aber eine sicherlich wesentlich höhere Akzeptanz bei Bürgern.²³ Bei der Erforschung der Konversion von militärischen Flächen oder Gebäuden bleiben ‚klassische‘ Quellen wie Baupläne, behördliches Aktenmaterial oder Protokolle (Gemeinderat und Ausschüsse), die den Planungsprozess dokumentieren, weiterhin ein unverzichtbares Material. In welcher Art und Weise Bürger in Planungsprozesse einbezogen oder gar selbst aktiv werden, macht eine (gerne auch vergleichende) Analyse allerdings umso spannender.

²² Vgl. hierzu bspw. Westfälische Nachrichten, Kaserne weicht attraktivem Wohnen (29.3.1996).

²³ Bzgl. Sinn und verschiedene Möglichkeiten von Bürgerbeteiligung in Bezug auf Planungsverfahren vgl. RENN, Ortwin: Partizipation bei öffentlichen Planungen. Möglichkeiten, Grenzen, Reformbedarf, in: KEIL, Silke I./THAIDIGSMANN, S. Isabell (Hg.), Zivile Bürgergesellschaft und Demokratie. Aktuelle Ergebnisse der empirischen Politikforschung. Festschrift für Oscar W. Gabriel zum 65. Geburtstag, Wiesbaden 2013, S. 71–96.

Autoren

PAUL DUSCHNER M.A. studierte Geschichte und Englische Philologie an der LMU in München sowie Kulturerbe an der Universität Paderborn.

DR. ODILO GUDORF, geb. 1938, Studium der Geschichte, Germanistik und Soziologie in Münster; in Paderborn 1974-1982 OstR.i.H. an der neugegründeten Gesamthochschule/Universität mit Lehraufgaben im Bereich Didaktik der Geschichte und Zeitgeschichte. Promotion bei Prof. Koselleck, Bielefeld, zum Thema ‚Sprache als Politik – Öffentliche Sprache und Kommunikationsstruktur in der DDR‘. Nach 1982 bis zur Pensionierung Lehrer am Westfalenkolleg Paderborn und Lehrauftrag an der Universität mit Schwerpunkt Nachkriegsgeschichte und Deutsche Teilung.

DAVID MERSCHJOHANN, geb. 1990, Lehramtsstudium der Fächer Germanistik und Geschichte. Aktuell Zwei-Fach-Master Studium mit den Fächern Germanistische Sprachwissenschaft und Geschichte an der Universität Paderborn.

DR. WALTER RENTEL, geb. 1939, Dipl.-Kaufmann, Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Hamburg; 30 Jahre Manager (Vorstand und Geschäftsführer in verschiedenen Unternehmen); seit 1993 Studium der Geographie und Geschichte an der Universität Paderborn, Forschungsschwerpunkte Historische Geographie, Klimatologie und Historische Klimatologie, Promotion 2018.

PROF. DR. DIETER RIESENBERGER, geb. 1938, emeritierter Professor für Neueste Geschichte und Zeitgeschichte an der Universität Paderborn; u. a. Veröffentlichungen zur Geschichte des Roten Kreuzes und der Friedensbewegung des 19. und 20. Jahrhunderts.

PROF. DR. MICHAEL STRÖHMER, geb. 1968, Apl.-Professor für Neuere Geschichte am Historischen Institut der Universität Paderborn, Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Wirtschafts- und Sozialgeschichte zum Alten Reich, Geistliche Staatlichkeit, Hexenforschung, Regionale Stadtgeschichte, Umwelt- und Klimageschichte der Frühen Neuzeit.

JOHANNES STÜER, geb. 1984 in Oelde, studierte nach einem dualen Studium zum Dipl.-Verwaltungswirt (FH) in Münster und einer anschließenden Tätigkeit bei der Stadt Oelde von 2010 bis 2015 die Fächer Geschichte und Englisch an den Universitäten Paderborn und Sheffield (GB). Heute ist er als Lehrer am Christian-Dietrich-Grabbe-Gymnasium in Detmold tätig.

Der Verein für Geschichte an der Universität Paderborn e.V.

Der Verein für Geschichte (VfG) ist 1983 gemeinsam von Studierenden und Lehrenden an der Paderborner Hochschule gegründet worden. Ziel war und ist es nach wie vor, Forschungen zur Geschichte – insbesondere des westfälischen Raumes – zu fördern und durch Publikation einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck gibt der VfG mehrere Buchreihen heraus: Die *Paderborner Historischen Forschungen* (PHF), die *Paderborner Beiträge zur Geschichte* (PBG) und, in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Paderborn, die *Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte*.

Unsere Mitglieder erhalten von den seitens des Vereins für Geschichte herausgegebenen Büchern je ein kostenloses Exemplar als Arbeitsgrundlage. Ältere Veröffentlichungen können zu einem günstigen Mitgliederpreis erworben werden.

Daneben existiert mit den *Paderborner Historischen Mitteilungen* (PHM) ein weiteres Publikationsorgan, welches im Wesentlichen für kleinere Arbeiten gedacht ist. Neben regionalgeschichtliche Fragen behandelnden Aufsätzen und Miszellen, die den inhaltlichen Schwerpunkt bilden, ist hier Raum für Beiträge aus dem gesamten Spektrum historischer Forschung.

Ein weiteres Anliegen des VfG betrifft den Informations- und Gedankenaustausch zwischen historisch Interessierten. Ein Forum hierzu bietet der *Historische Gesprächskreis*, der etwa dreimal jährlich unter einer bestimmten Themenstellung stattfindet. Die Termine werden jeweils in den *Mitteilungen* und auf unserer Homepage angekündigt.

Wir arbeiten übrigens ehrenamtlich. Der VfG finanziert sich allein durch die Mitgliedsbeiträge (derzeit 30,00 € pro Jahr/ Studierende 15,00 €) und Spenden.

Sie möchten auch Mitglied werden? Kein Problem!

Sie können uns schreiben:

**Verein für Geschichte an der Universität
Paderborn e.V.**
c/o Die Sprachwerkstatt GmbH
Stettiner Straße 40–42
33106 Paderborn

Oder anrufen:

Hubert Tietz M.A. 05251/77999-0

Oder eine E-Mail schicken:

vfg@die-sprachwerkstatt.de

Wir freuen uns! Übrigens – als neues Vereinsmitglied erhalten Sie mit dem „Paderborner Künstlerlexikon“ ein attraktives und hochwertiges Begrüßungsgeschenk.

ANSPRECHPARTNER AN DER UNIVERSITÄT:

Apl.-Prof. Dr. Michael Ströhmer

(W1.208; Tel. 60-3167 oder -5478)

Prof. Dr. Frank Göttmann

(W1.209; Tel. 60-2437)

Prof. Dr. Eva-Maria Seng

(W1.111; Tel. 60-5488)

Sie können uns auch auf unserer Homepage besuchen:

www.vfg-paderborn.de

Vereinsveröffentlichungen

Die vom Verein für Geschichte herausgegebenen Bücher erhalten Sie im Buchhandel. Sie können jedoch auch direkt beim Verlag bestellen:

Verlag für Regionalgeschichte

Windelsbleicher Straße 13
33335 Gütersloh
Postfach 120423
33653 Bielefeld

Telefon 05209 / 6714
Telefax 05209 / 6519
regionalgeschichte@t-online.de
www.regionalgeschichte.de

Vereinsmitglieder können, sofern sie direkt beim Verlag bestellen, unter Angabe ihrer jeweiligen Mitgliedsnummer unsere Veröffentlichungen zu einem ermäßigten Preis beziehen!

Paderborner Historische Forschungen (PHF)

Bd. 1: MARGIT NAARMANN, Die Paderborner Juden 1802-1945. Emanzipation, Integration und Vernichtung. Ein Beitrag zur Geschichte der Juden in Westfalen im 19. und 20. Jahrhundert, Schernfeld 1988, 504 S., Abb.

Bd. 2: UDO STROOP, Preußische Lehrerinnenbildung im katholischen Westfalen. Das Lehrerinnenseminar in Paderborn (1832-1926), Schernfeld 1992, 262 S., Abb.

Bd. 3: FRIEDHELM GOLÜCKE, Der Zusammenbruch Deutschlands – eine Transportfrage? Der Altenbekener Eisenbahnviadukt im Bombenkrieg 1944/45, Schernfeld 1993, 336 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 4: LUDGER GREVELHÖRSTER, Münster zu Anfang der Weimarer Republik. Gesellschaft, Wirtschaft und kommunalpolitisches Handeln in der westfälischen Provinzialhauptstadt 1918 bis 1924, Schernfeld 1993, 253 S., Abb.

Bd. 5: THEODOR FOCKELE, Schulreform von oben. Das Paderborner Elementarschulwesen im 19. Jahrhundert zwischen Tradition und Neuordnung. Entwicklung, Lehrer, Schullokale, Vierow 1995, 400 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: LUDGER GREVELHÖRSTER/ WOLFGANG MARON (Hg.), Region und Gesellschaft im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts. Studien zur neueren Geschichte und westfälischen Landesgeschichte. Karl Hüser zum 65. Geburtstag, Vierow 1995, 183 S.

Bd. 7: MARGIT NAARMANN, Paderborner jüdische Familien, Vierow 1998, 350 S., Abb.

Bd. 8: KARL HÜSER, Zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Das Amt Kirchborchen und seine Gemeinden im „Dritten Reich“ 1933 bis 1945, Vierow 1997, 155 S., Abb.

Bd. 9: DETLEF GROTHMANN, „Verein der Vereine?“ Der Volksverein für das katholische Deutschland im Spektrum des politischen und sozialen Katholizismus der Weimarer Republik,

Köln 1997, 618 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 10: KARL HÜSER, „Unschuldig“ in britischer Lagerhaft? Das Internierungslager No. 5 Staumühle 1945-1948, Köln 1999, 128 S., Abb.

Bd. 11: FRANK GÖTTMANN/ PETER RESPONDEK (Hg.), Historisch-demographische Forschungen. Möglichkeiten, Grenzen, Perspektiven. Mit Fallbeispielen zur Sozial- und Alltagsgeschichte Westfalens (14.-20. Jahrhundert), Köln 2001, 198 S., Abb.

Bd. 12: BIRGIT BEDRANOWSKY, Neue Energie und gesellschaftlicher Wandel. Strom und Straßenbahn für das Paderborner Land, Köln 2002, 271 S., Abb.

Bd. 13: BARBARA STAMBOLIS (Hg.), Frauen in Paderborn. Weibliche Handlungsräume und Erinnerungsorte, Köln 2005, 494 S., Abb.

Bd. 14: HERMANN FREIHERR VON WOLFF METTERNICH, Ein unbehagliches Jahrhundert im Rückblick, Köln 2007, 275 S., Abb.

Bd. 15: KLAUS HOHMANN (Hg.), Die Paderborner Friedhöfe von 1800 bis zur Gegenwart, Köln 2008, 672 S., 400 Abb.

Bd. 16: SIMONE BUCKREUS, Die Körper eine Regentin – Amelia Elisabeth von Hessen-Kassel (1602-1651), Köln 2008, 196 S., 7 Abb.

Bd. 17: MICHAEL STRÖHMER, Jurisdiktionsökonomie im Fürstbistum Paderborn – Institutionen – Ressourcen – Transaktionen (1650-1800), Münster 2013, 376 S., 38 Abb. u. Tab.

Paderborner Beiträge zur Geschichte (PBG)

Bd. 1: DIETER RIESENBERGER, Der Friedensbund deutscher Katholiken. Versuch einer Spurensicherung, Paderborn 1983, 31 S., Abb.

Bd. 2: REINHARD SPRENGER, Landwirtschaft und Bauern im Senneraum des 16. Jahrhunderts, Paderborn 1986, 99 S.

Bd. 3: DIETMAR WÄCHTER, Katholische Arbeiterbewegung und Nationalsozialismus, Paderborn 1989, 148 S., Abb.

Bd. 4: JOSEF KIVELITZ, Zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder. Mein Leben in Paderborn, bearb. von Friedhelm Golücke, Paderborn 1990, 143 S., Abb.

Bd. 5: DIDIER VERSHELDE/ JOSEF PETERS, Zwischen zwei Magistralen. Zur Geschichte der Eisenbahnstrecke Paderborn-Brackwede (Bielefeld) 1845-1994, Vierow 1995, 151 S., Abb. u. Dokumentenanhang.

Bd. 6: KIRSTEN HUPPERT, Paderborn in der Inflationszeit. Die soziale und wirtschaftliche Entwicklung zwischen 1919 und 1924, Vierow 1998, 115 S., Abb.

Bd. 7: MARC LOCKER/ REGINA PRILL/ EVA MARIA KÜHNEL/ MELANIE KNAUP/ CARSTEN SCHULTE u. a. (Bearb.), Als die Bomben fielen... Beiträge zum Luftkrieg in Paderborn 1939-1945, Vierow 1998, 175 S., Abb.

Bd. 8: BARBARA STAMBOLIS, Luise Hensel (1798-1876) Frauenleben in historischen Umbruchzeiten, Vierow 1999, 114 S., Abb.

Bd. 9: KLAUS ZACHARIAS, Zur Geschichte des Kapuzinerklosters in Paderborn 1612-1834. Das „Jahrbuch der Capuziner in Paderborn“ des P. Basilius Krekeler von 1859, Vierow 1999, 109 S., Abb.

Bd. 10: MARGIT NAARMANN, Ein Auge gen Zion... Das jüdische Umschulungs- und Einsatzlager am Grünen Weg in Paderborn 1939-1943, Köln 2000, 184 S., Abb.

Bd. 11: UDO SCHLICHT, „Holtzhauer“ und feine Gefäße. Die Glashütten im Fürstbistum Paderborn zwischen 1680 und 1800, Köln 2000, 149 S., Abb.

Bd. 12: BRITTA KIRCHHÜBEL, Die Paderborner Intelligenzblätter (1772 bis 1849), Köln 2003, 162 S., Abb.

Bd. 13: BETTINA BRAUN/ FRANK GÖTTMANN/ MICHAEL STRÖHMER (Hg.), Geistliche Staaten im Nordwesten des Alten Reiches. Forschungen zum Problem frühmoderner Staatlichkeit, Köln 2003, 304 S., Abb.

Bd. 14: DELPHINE PRADE, Das Reismann-Gymnasium im Dritten Reich. Nationalsozialistische Erziehungspolitik an einer Paderborner Oberschule, Köln 2005, 214 S., Abb.

Bd. 15: ULRICH CHYTREK, Der Telegraf von Prof. Gundolf aus Paderborn von 1850. Eine zeitgeschichtliche Einordnung, Köln 2006, 120 S., Abb.

Bd. 16: CAROLIN MISCHER, Das Junkerhaus in Lemgo und der Künstler Karl Junker. Künstlerisches Manifest oder Außenseiterkunst, Köln 2011, 104 S., Abb.

Bd. 17: WIEBKE NEUSER, Die Feuerbestattung in Preußen und in Hagen. Der Krematoriumsbau von Peter Behrens (1904-1908), Gütersloh 2016, 104 S., 20 Abb.

Bd. 18: JOHANNES STÜER, Der Röhrentruper Rezzess von 1617. Religion und Politik in Lippe am Vorabend des Dreißigjährigen Krieges, Bielefeld 2017, 141 S., 9 Abb.

Bibliographien zur westfälischen Regionalgeschichte

UTE KAMPMANN-MERTIN, Paderborner Bibliographie 1578-1945, Paderborn 1992, 229 S.

ANDREAS GAIDT, Paderborner Bibliographie 1946 bis 1979. Das Schrifttum über Paderborn, Paderborn 2002, 630 S.

ROLF-DIETRICH MÜLLER u. a., Paderborner Bibliographie 1980/81 ff., Paderborn 1988 ff.

ALEXANDRA MEIER/ ROLF-DIETRICH MÜLLER/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1990-1994 (mit Nachträgen aus früheren Jahren), Paderborn 1999, 132 S.

DETLEF GROTHMANN, Die Warte. Heimatzeitschrift für die Kreise Paderborn und Höxter. Gesamtverzeichnis der Jahrgänge 1 (1933) bis 60 (1999), Köln 2000, 402 S.

ANDREAS GAIDT/ HEIKE THEBILLE, Paderborner Bibliographie 1995-2010 (Bibliographien zur Westfälischen Regionalgeschichte), Paderborn 2015.

**Weitere Veröffentlichungen/
Mitherausgeberschaften**

IRMHILD KATHARINA JAKOBI-REIKE, Die Wewelsburg 1919 bis 1933. Kultureller Mittelpunkt des Kreises Büren und überregionales Zentrum der Jugend- und Heimatpflege (Schriftenreihe des Kreismuseums Wewelsburg 3), Paderborn 1991, 163 S., Abb.

FRIEDERIKE STEINMANN/ KARL-JOSEF SCHWIE-
TERS/ MICHAEL ASSMANN, Paderborner Künst-
lerlexikon. Lexikon Paderborner Künstlerinnen
und Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts in
der Bildenden Kunst, Schernfeld 1994, 309 S.,
Abb.

BEATE PFANNSCHMIDT, Die Abdinghofkirche
St. Peter und Paul. Wandmalerei 1871-1918-
1945, Köln 2004, 159 S., Abb.

